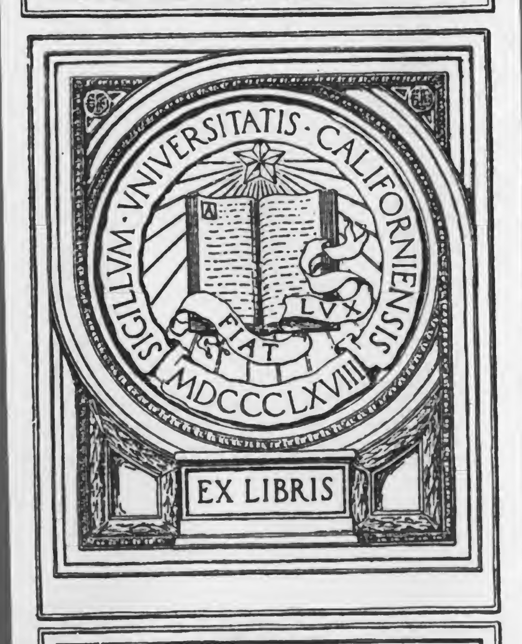
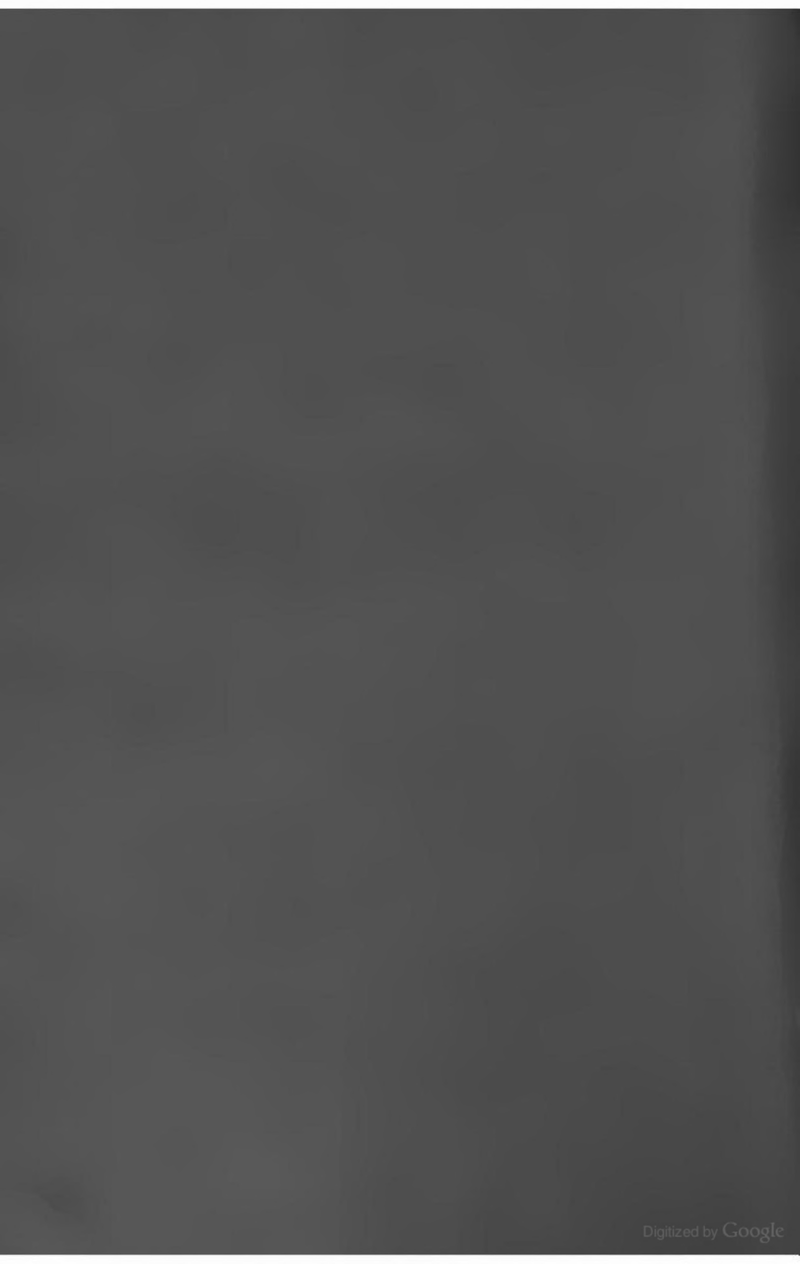


Aus nah und fern

Johanna Spyri


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Aus Nah und Fern.

Noch zwei Geschichten
für Kinder und auch für Solche, welche die Kinder lieb haben.

Von
Johanna Spyri.

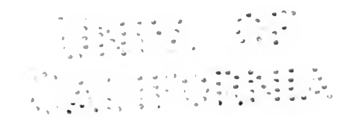
Vierte Auflage.
Mit vier Bildern.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1882.

Inhalt.

Der Mutter Lied.



Kapitel I.

Im Pfarrhaus zu Oberholz.

Im alten Schulhause zu Oberholz schien eben die Sonne so leuchtend durch die vorderen Fenster, daß die Kinder der ersten und zweiten Klasse alle wie vergoldet aussahen. Sie schauten sich gegenseitig an, alle mit strahlenden Gesichtern, teils vom Sonnenschein, teils vor Freude, denn wenn die Sonne durch das letzte Fenster kam, so war der Augenblick nahe, da das Schlußwort ertönte und sie in den sonnigen Abend hinausstürmen konnten. Noch war der Lehrer mit den leuchtenden Köpfen der zweiten Klasse beschäftigt, und zwar in ziemlichem Eifer, denn da mußten noch mehrere Sätze gebildet werden, bevor der Schluß gemacht werden konnte. Der Lehrer stand vor einem Jungen, der ganz wohl genährt und behaglich aussah und mit kugelrunden Augen zum Lehrer aufsah, ohne daß sich große Eile zur Antwort auf seinem Gesichte zeigte.

„Nu, Ritz, frisch, du wirst dich nun wohl ausbesonnen haben. Also munter! Was kann man noch brauchen in einem Haushalt? Vergiß mir nicht die drei notwendigen Eigenschaften des Gegenstandes anzugeben.“

Ritz, das jüngste Söhnchen des Pfarrers, war in seinen

Gedanken gewöhnlich mit dem beschäftigt, was er zuletzt erlebt hatte. So schwebte ihm denn eben vor, wie heute Morgen die Tante angekommen war, eine ältere Schwester seiner Mutter, die keinen eigenen Haushalt hatte, sondern bei Verwandten lebte, öfters ins Pfarrhaus Oberholz für viele Monate zu Besuch kam und da hilfreich mitregierte. Besonders eindrücklich war es Ritz von jeher geblieben, daß die Tante so sehr für das Zu-Bette-gehen eingenommen war — nämlich daß die Kinder gehen mußten —, daß man der Mutter niemals mehr die gewöhnlichen zehn Minuten abmarkten konnte; da sprach die Tante gleich eifrig dagegen, und überhaupt kam das Zu-Bette-gehen so oft zur Sprache bei der Tante, daß Ritz sich während ihrer Anwesenheit den ganzen Tag nie sicher fühlte vor dem gefürchteten Befehl des Rückzuges. So waren denn seine Gedanken auf diese Erlebnisse gerichtet und er sagte nach einigem Nachdenken: „In einem Haushalt kann man eine Tante brauchen. Sie muß — sie muß — sie muß —“

„Nu, was muß sie denn? das wird wohl etwas anderes als eine Eigenschaft werden“, unterbrach der Lehrer die mühsame Rede.

„Sie muß nicht immer ans Bettgehen mahnen“, kam jetzt heraus.

„Ritz“, fuhr ihn nun der Lehrer streng an, „ist die Schule der Ort, wo man unpassende Späße probiert?“ Aber Ritz sah jetzt den Lehrer mit so unverkennbarem Schrecken und Erstaunen an, daß dieser einsah, es war eine ehrliche Ansicht, die Ritz in seinem Satze verwertet hatte. Er lenkte darum ein und sagte milder: „Dein Satz ist nicht passend und dazu unrichtig, denn deine drei Eigenschaften sind nicht da. Verstehst du das, Ritz? Du hast

zuhause drei Straffätze zu machen, ganz gleiche, aber vergiß mir die verschiedenen Eigenschaften nicht! Hast du mich richtig verstanden?"

„Ja, Herr Lehrer", antwortete Ritz in tiefer Niedergeschlagenheit, denn schon sah er deutlich vor sich, wie er am Abend da sitzen und denken und denken und an seinem Griffel nagen werde, währenddes Sally und Edi den lustigsten Unterhaltungen nachgehen konnten. Jetzt wurde der Schluß angekündigt; in kurzer Zeit wurde die Thür geöffnet, und die Scharen eilten hinaus, nach dem freien Platz vor dem Hause, wo mit einemmal alles in einen großen Knäuel sich zu verwickeln schien, aus dessen Mitte ein ungeheurer Lärm und Durcheinanderschreien ertönte. Es mußte etwas Besonderes vorgefallen sein.

„Im Häuschen der alten Mariann — eine furchtbar reiche Dame — ein Klavier, vier Männer konnten es nicht hereinbringen, die Thür ist zu schmal — ein kleiner Bub — schon eh' wir in die Schule gingen": — so tönten alle Stimmen durcheinander, man konnte nichts verstehen. Dann rief eine Stimme: „Kommt alle mit! Gewiß sind sie noch nicht fertig, kommt alle nach dem Mittelstück!" Und plötzlich stob der ganze Haufe auseinander, und fast die ganze, große Schar stürmte in derselben Richtung auf und davon. Auf dem Platze standen nur noch zwei Jungen und schauten einander betroffen an. Der eine war der kleine, behäbige Ritz, der seinen großen Kummer längst vergessen hatte und mit Spannung der aufregenden, wenn auch unverständlichen Geschichte zugehört hatte. Der andere war sein Bruder Edi, ein schmales, hochgewachsenes Bürschchen mit einer hohen Stirn und zwei nachdenklichen grauen Augen darunter. Er war kaum zwei Jahre älter als sein Bruder, aber für

seine noch nicht erfüllten neun Jahre war er groß und sah viel reifer aus, als der siebenjährige Ritz.

„Wir müssen schnell nachhaus' und fragen, ob wir auch gehen dürfen; das müssen wir auch sehen, Ritz, komm schnell.“

Damit zog Edi seinen Bruder fort, und in schnellem Lauf bogen sie um die Ecke des Weges und verschwanden ebenfalls.

Hinter dem Schulhaus an der Weißdornhecke standen noch die letzten der Schar, zwei Mädchen, in eifrigem Gespräch. Es war Sally, die zehnjährige Schwester der beiden Jungen, mit ihrer guten Freundin Kätheli, die mit vieler Lebendigkeit zu beschreiben schien.

„Aber Kätheli, ich weiß den Anfang gar nicht“, sagte Sally jetzt; „fang lieber einmal ganz vorn an, da, wo du alles zuerst gesehen hast; willst du?“

„Ja nu, so will ich, aber jetzt hör recht zu“, mahnte Kätheli.

„Also das weißt du doch, bei der alten Mariann wohnte ja der blinde Strohflechter mit dem Kind, dem Meili, es ging in die Schule nach Unterholz. Vor vierzehn Tagen ist er gestorben und das Meili kam fort nach Unterholz, zu seinem Vetter. Da hat die Mariann die Stube und die Kammer nebenan furchtbar geputzt und alle Fenster aufgesperrt und nachher alles zugemacht und die Läden an den Fenstern auch und sie wohnt in dem Stübchen oben. Aber heut' Morgen war auf einmal alles offen, und die Mariann hatte doch gar nichts gesagt, und alle Mittelstückler waren darüber verwundert, und um halb zwölf Uhr, gerad' wie wir aus der Schule heimkommen, sehen wir einen Wagen kommen von Unterholz herauf, und das Roß

brachte ihn fast nicht vorwärts, denn es war ein großes Klavier drauf und noch allerhand, ein Bett, glaub' ich und noch so etwas und ein Tisch, aber sonst eigentlich nichts mehr, glaub' ich, als noch eine kleine Kiste; und jetzt, denk nur, da fährt der Wagen vor das Häuschen der Mariann, und auf einmal kommt aus dem Häuschen die Mariann heraus und eine Frau, ganz bleich, in einem schwarzen Rock und hinterher noch ein Bub, und es hatte gar kein Mensch sie gesehen vorher. Und dann wollten vier Mittelstückler das Klavier in das Haus hineintragen, aber es ging gar nicht durch die Thür, weil sie zu schmal war und das Klavier so breit. Und alle, die da standen, sagten, es sei gewiß eine furchtbar reiche Frau, daß sie ein so großes Klavier hat. Man weiß aber gar nicht, woher sie gekommen ist, und wenn man die Mariann fragte, so schnurrte sie einen nur ab und sagte: ‚Ich habe jetzt nicht Zeit.' Aber alle Mittelstückler wundert es, daß eine so reiche Frau zur Mariann kommt in das Bretterhäuschen; mein Vater hat schon lang gesagt, es falle einmal zusammen. Und du solltest die Frau nur sehen, Sally, du würdest dich auch gleich verwundern, daß sie dahin kommt; denk nur, am Werktag hat sie einen schwarzseidenen Rock an!"

„Wie sieht denn der Bub aus?" fragte Sally, die mit großer Spannung die Geschichte angehört hatte.

„Ja, denk nur, das hätte ich fast vergessen", fuhr Kätheli fort; „denk, der hat Sammethöschen an, ganz kurze, schwarze Sammethöschen und ein Sammetwämschen, ganz gleich, und noch ein gleiches Mützchen. Denk doch nur, ein Bub in Sammethöschen."

„Das ist gewiß nett", meinte Sally; „wie sieht er sonst noch aus?"

„Das weiß ich nicht mehr, nicht besonders, ich habe dem Klavier zusehen müssen.“

„Kätheli, weißt du was?“ sagte jetzt Sally eifrig, „komm du mit mir nachhaus'; ich will fragen, ob ich ein wenig zu dir gehen darf, ich möchte das alles auch sehen, wir gehen dann mit einander zu der alten Mariann und machen ihr einen Besuch, willst du?“

Kätheli war schnell bereit, den Plan auszuführen, und die Kinder rannten nun mit einander dem Pfarrhause zu.

Einige Zeit vorher waren Edi und Ritz außer Atem dort angelangt. Im Garten unter dem großen Apfelbaum saßen die Mutter und die Tante und nähten und besprachen sich dabei über die Erziehung der Kinder, denn die Tante wußte da manchen guten Rat, noch ganz neu und unverbraucht. Jetzt hörte man ein eiliges Laufen und herein stürmten Edi und Ritz im hellen Eifer.

„Dürfen wir — im Mittelstück — nach dem Mittelstücke — sind Leute angekommen — ein Wagen und ein Klavier — eine furchtbare reiche Frau und ein —“

Beide schrieen mit einander, durch einander, atemlos, unverständlich.

„Nein“, rief jetzt die Tante dazwischen, „wenn ihr thut wie zwei toll gewordene Kanarienvögel, so kann kein Mensch ein Wort verstehen. Einer soll schweigen und der andere soll reden, oder noch besser geht's, wenn alle beide schweigen.“

Aber Ritz und Edi konnten weder das eine noch das andere. Fing Edi zu berichten an, so mußte Ritz durchaus nach, das war immer so gewesen, und schweigen in diesem Augenblicke der Aufregung, das ging gar nicht. Also fingen

beide von neuem an und hätten wohl noch eine Weile so fortgefahren, wären nun nicht Sally und Kätheli angekommen, die dann in Bälde alles klar und verständlich gemacht hatten.

Aber die Mutter hatte kein Wohlgefallen an dem Vorhaben, daß die Kinder nach dem Mittelstück hinrennen wollten, extra um zwei fremde Menschen anzusehen, die da angekommen waren, und die gaffende Menge zu vermehren, die wohl schon vor dem Häuschen der alten Mariann stand. Sie erlaubte nicht, daß das Unternehmen ausgeführt werde, lud aber zur Entschädigung das Kätheli ein, daß es mit den Kindern Kaffee trinke und nachher sich mit ihnen im Garten belustige. Das war doch etwas. Sally und Ritz waren's zufrieden und liefen mit dem Kätheli ins Haus hinein. Aber Edi machte eine kleine, saure Miene, denn wo etwas Merkwürdiges zu besehen und zu erforschen war, da mußte er dabei sein. Er stand aber schweigend da und erwog in seinem Sinn, ob es wohl etwas nützen könnte, wenn er probierte, die Mutter noch ein wenig zu bearbeiten, um eine schließliche Erlaubnis herauszubringen. Er fürchtete sich nur vor den Hilfstruppen, welche die Tante der Mutter zuführen würde im Kampfe, den er sonst öfters mit Erfolg führte. Aber bevor er noch ausgesonnen hatte, sagte die Tante: „Nu, Edi, hast du's bald heruntergeschluckt? Ist denn nicht irgendein alter Römer oder Ägypter, der auch nicht immer thun konnte, was ihm einfiel? Denk einmal nach, das wird dir helfen."

Das half wirklich; denn Edi war ein eifriger Geschichtsforscher, und wenn er auf dieses Gebiet gelangte, kamen gleich die anderen Interessen in den Hintergrund. Er erinnerte sich plötzlich, daß er seine alten Ägypter nicht fertig

gelesen hatte, und mit erheiterter Stirne lief er dem neuen Vorhaben entgegen. —

Die Sonne war lange untergegangen, und durch die Gebüsche des Gartens, wo die Kinder mit heißen Wangen sich suchten und fanden und wieder versteckten, dunkelte es. Plötzlich erscholl, alle Gebüsche durchdringend, der laute Ruf: „Ins Bett, ins Bett.“ Eben hatte Ritz einen herrlichen Winkel im Hühnerstall erreicht, wo er sich, vor aller Entdeckung sicher, ganz vergnügt niedergelassen hatte, als auch ihn der Schreckensruf erreichte. Wie ein vernichtender Donnerschlag traf er ihn. Ja, im ersten Augenblick kam er völlig um den Atem, so daß er kreideweiß wurde und keine Kraft hatte, aufzustehen, denn mit dem Ruf war plötzlich die Erinnerung an die Straffätze vor ihm aufgestiegen. Drei ganze Sätze und neun verschiedene Eigenschaften, und er hatte alles vergessen, und nun war alle Zeit vorbei, und er mußte ins Bett.

„Wo steckst denn du, Ritz?“ tönte es jetzt in das Versteck hinein. „Komm, kriech heraus, gewiß bist du da drinnen und bist schon wieder ganz voller Hühnerfedern von oben bis unten.“

Die Tante stand vor dem Hühnerstall und neben ihr Sally und Kätheli voller Erwartung, denn sie hatten lange den Ritz vergeblich gesucht. Aber die Tante hatte ihre Erfahrungen. Richtig kroch Ritz etwas zerzaust aus seinem Winkel hervor und stand nun in seinem Schreckenszustand vor der Tante.

„Wie siehst du aus! Schon seit einer Stunde solltest du zu Bette liegen, du hast ja keinen Blutstropfen mehr in den Backen“, rief sie aus; „was hast du, Ritz?“

„Wo ist die Mama?“ fragte Ritz in seiner Angst.

„Oben; komm, sie wird dich gleich ins Bett thun, wenn ich euch endlich aus allen Ecken herbeigebracht habe; komm, und du auch, Sally. Kätheli geht nun heim."

Damit nahm sie den Ritz bei der Hand, zog ihn die steinerne Treppe hinauf ins Haus hinein und wollte ihn direkt die obere Treppe hinauf ins Schlafzimmer bringen, dann war alles aus und keine Rettung mehr vor dem augenblicklichen Zu-Bette-gehen. Jetzt hielt Ritz die Tante an und stöhnte: „Ich muß — ich muß — ich muß drei Strafsätze machen."

„Da haben wir's." Aber Ritz sah so kläglich aus, daß die Tante ein großes Mitleid überkam. „Komm hier herein", sagte sie und schob ihn in die Wohnstube hinein, „und nimm deine Sachen hervor."

Nun setzte sie sich zu ihm hin und die Sache ging ganz flink vonstatten. Nicht daß die Tante die Sätze selbst gebildet hätte, bewahre, den Lehrer wollte sie nicht anführen, aber sie wußte gut, was man zum Sätzebilden braucht, und eiferte und spornte den Ritz rastlos an und brachte ihm so viele Dinge vor Augen und erinnerte ihn, wie sie aussehen, daß er in kurzer Zeit seine drei Sätze und alle neun Eigenschaften bei einander hatte. Jetzt stieg in Ritz ein Gefühl auf, als habe er doch nicht recht gehabt, zu sagen, eine Tante müsse nicht immer mahnen, und als nun zum Schluß die Tante noch fragte: „Warum hast du die Strafaufgabe bekommen, Ritz?" da wurde das Gefühl noch stärker in ihm, denn er merkte, daß er den Grund nicht sagen konnte, ohne daß die Tante böse wurde. Er stammelte: „Ich habe — ich habe — der Lehrer hat gesagt, ich habe einen unpassenden Satz gemacht."

„Ja, das kann ich mir denken“, sagte die Tante. „Jetzt schnell ins Bett!“

Edi und Ritz schliefen in demselben Zimmer, und das war der Ort, wo sie allabendlich, nachdem die Mutter das Nachtgebet mit ihnen gehalten hatte und sie nun allein waren, ihre tiefsten und wichtigsten Gedanken und Erlebnisse mit einander austauschten und besprachen. Ritz hatte einen großen Respekt vor dem Edi, denn obschon dieser nur wenig älter war, so war er doch schon in die vierte Klasse aufgenommen worden, und er selbst war erst in die zweite eingetreten, und in der Geschichte wußte Edi mehr als die Fünfkläßler und auch als viele Sechskläßler. Als die beiden nun wohlversorgt in ihren Betten lagen, sagte Ritz: „Edi, war es eine Sünde, daß ich sagte, die Tante müsse nicht immer mahnen?“

Edi dachte nach, der Fall war ihm noch nie vorgekommen. Nach einer Weile sagte er: „Siehst du, Ritz, es geht so: Wenn man etwas gethan hat, das Sünde ist, so muß man gleich zum Papa gehen und es bekennen, da hilft sonst gar nichts; aber wenn man es so macht, dann kommt alles wieder in Ordnung und es wird einem wieder ganz leicht, aber man thut so etwas Böses nachher gewiß nicht so bald wieder, das kann ich dir sagen, Ritz. Wenn man aber nicht bekennt, so ist man immer in der Angst, wenn nur eine Thür stark zugeschlagen wird, oder wenn der Briefträger unerwartet einen großen Brief bringt, dann denkt man gleich: ‚Jetzt kommt alles aus.‘ Und so ist man nie mehr sicher und hat immer so einen Druck auf sich. Aber dann giebt es noch etwas, das so drückt, daß man fast nichts mehr denken kann, als nur daran, weißt du, wenn man z. B. ein Kaninchen verschenkt und dann reut

es einem nachher. Aber da giebt es ein Mittel, das habe ich erfunden und das hilft, ich habe es manchmal probiert. Man muß etwas Furchtbares denken, z. B. eine Feuersbrunst; da denkst du, daß alles verbrannt ist, die Festung und alle Soldaten und alle Geschichtsbücher, und — auf einmal denkst du alles zurück und jetzt hast du noch alles; da bist du so froh, daß du auf einmal denkst: Es ist doch ganz gleich mit dem Kaninchen, da ist doch alles andere noch. Jetzt probiere einmal, Ritz, ob dir das hilft, dann kannst du gleich merken, ob alles vergeht, oder ob du's morgen dem Papa sagen mußt."

„Ja, ich will probieren", sagte Ritz etwas undeutlich, und gleich nachher that er so lange, tiefe Atemzüge, daß Edi gleich wußte, woran er war. Er seufzte und sagte mitleidsvoll: „Ach Ritz, jetzt schläfst du schon wieder und ich hatte dir noch so viel von den alten Ägyptern zu sagen."

Einige Zeit nachher lag das ganze friedliche Pfarrhaus von Oberholz in tiefem Schlaf, nur die uralte Lisebeth ging noch leise im Gang herum und machte: „Bs, bs, bs." Denn sie wollte die alte graue Katze in die Küche hereinlocken, damit sie über Nacht die Mäuse fresse. Die Lisebeth war seit aller Menschen Gedenken im Pfarrhaus Oberholz gesehen worden, denn da war immer wieder ein Sohn gewesen, und wenn die Zeit gekommen war, so war er Pfarrer zu Oberholz geworden. Erst hatte die Lisebeth beim Großvater gedient und nachher beim Vater und jetzt beim Sohn, und den Edi hatte sie schon lange als künftigen Pfarrer von Oberholz gewählt und gedachte sein Haus zu hüten.

Kapitel II.

Ein Besuch im Dorfe.

Das freundliche Dorf Oberholz lag oben auf dem Hügel, nahe am Tannenwald, und hatte eine schöne weiße Kirche mit einem hohen, schlanken Turm. Etwa drei Viertelstunden davon entfernt, unten im Thal, lag Unterholz, eine kleinere Kirchgemeinde, die aber nicht viel kleiner sein wollte und ein neues Schulhaus hatte und eine eigene Kirche, nur hatte diese keinen hohen Turm, sondern nur einen kurzen mit einem roten Kuppelchen darauf; darum waren die Oberholzer ein wenig stolz, weil ihre Kirche so viel schöner war, und auch noch, weil man im alten Schulhaus in Oberholz mehr lernte, als im neuen in Unterholz; daran waren aber die Kinder schuld, nicht der Lehrer. Mitten zwischen den beiden Dörfern drinnen lag ein Weiler von einigen kleinen Bauerhöfen und andern Häuschen von wenig Ansehen, dieser hieß das Mittelstück und seine Bewohner wurden genannt die Mittelstückler. Diese durften frei wählen, wo sie hingehören wollten für Kirche und Schule, ob nach Oberholz oder nach Unterholz, und je nach der Wahl wurde der Charakter der Leute von den Oberholzern beurteilt, denn wer gut lernen und brav sein wollte, der mußte doch nach Oberholz hinauf streben, das war durchaus angenommen und festgesetzt in Oberholz. Im Mittelstück wohnten eigentlich nur zwei allgemein geachtete Persönlichkeiten; das war erstens der Friedensrichter, der da wohnen mußte, da er sonst in einem fort hätte auf

dem Wege sein müssen, weil man ihn immer wieder dahin berufen hätte, und das wäre sehr unbequem gewesen. Dieser Frieden stiftende Mann war Kätheli's Vater. Zweitens noch die alte Mariann, die ein ganz kleines Häuschen bewohnte, Roßhaar zupfte und nie einem Menschen etwas zuleide that.

Als am folgenden Morgen die drei Kinder vom Pfarrhaus nach der Schule hinüberwanderten, sagte Sally: „Heute ist's lustig in die Schule zu gehen, denn jetzt kommt gewiß der fremde Knabe von gestern auch; wenn man nur wüßte, wie er heißt. Kätheli hat mir ihn beschrieben, er hat Sammethöschen an, er kommt natürlich nach Oberholz in die Schule."

„Ja natürlich", sagte Edi vornehm; „wer wollte denn nach Unterholz in die Schule gehen."

„Ja natürlich, wer wollte denn dahin gehen", bekräftigte Ritz ernsthaft.

So traten die drei in voller Übereinstimmung ins Schulhaus hinein. Da war aber in der ganzen Schulstube kein fremdes Gesicht zu sehen, und alles ging seinen gewohnten Gang zu Ende, und schon lief vom Schulhause weg eins dahin und das andere dorthin, als Sally noch etwas unschlüssig da stand; sie hätte gern etwas Neues gehört von dem fremden Knaben und seiner Mutter, denn alles Neue sprach sie sehr an, und nun war nicht einmal Kätheli zur Schule gekommen, mit dem sie sonst täglich alles zu verhandeln pflegte, denn Kätheli kam natürlich in die Oberholzer Schule. Jetzt sah sie aber den schmalen Edi wie einen Pfeil mitten in einen Rudel Buben hineinschießen, und diese alle machten so außerordentliche Gebärden und schrieen so völlig unverständlich durch einander, daß Sally annehmen konnte, da werde etwas Besonderes verhandelt,

also gewiß die beiden Fremden; so konnte sie ja Bericht von Edi erhalten. Sie ging langsam vorwärts und schaute immer wieder zurück, aber Edi kam nicht, und erst als Sally längst die Mutter begrüßt hatte und nun eben den Vater zum Mittagessen aus seiner Stube heraufholen sollte, kamen die Brüder dahergerannt, feuerrot und außer Atem, denn sie hatten den letzten Augenblick zum Heimlaufen abgewartet. Eben trat der Vater aus seiner Stube und beide schossen auf ihn zu und nun ging's los: „Wir haben — die Mittelstückler — mit den Unterholzern —"

„Bsch! bsch!" sagte der Vater; „erst verschnaufen, dann ruhig erzählen, einer nach dem andern, und vor allem jetzt die Suppe." Damit nahm der Vater den Ritz an der Hand, und Sally und Edi folgten hinterdrein. Gleich zog Sally diesen ein wenig zurück und flüsterte: „Sag noch schnell, was haben sie von dem fremden Buben erzählt?"

„Von dem?" gab Edi ziemlich verächtlich zurück; „den hatte ich schon lange vergessen. Da haben wir ganz anderes zu thun, als von einem fremden Buben zu reden, von dem man nicht einmal weiß, ob er nach Oberholz in die Schule kommt."

Diese Antwort kam Sally unerwartet und wirkte ein wenig niederschlagend auf ihr Gemüt; doch war sie gewohnt, in jeder unerwünschten Lage gleich auf einen Ausgang zu denken; darum saß sie denn auch mäuschenstill während der ganzen Zeit des Suppenessens, und ihre Gedanken arbeiteten angestrengt.

Jetzt wandte sich der Vater zu Edi und sagte: „Nun kannst du deine Erlebnisse erzählen; derweilen bleibt Ritz ganz still und nachher kommt er an die Reihe." Ritz sah

ganz gehorsam aus, denn jetzt hatte er zwei große Dampfnudeln auf seinem Teller zu bewältigen.

Aber Edi legte augenblicklich Messer und Gabel nieder und fing eifrig zu berichten an: „Denk, Papa, jetzt haben wir drei Lieder gemacht, auf jede Gemeinde eines. Zuerst haben die Unterholzer angefangen; die Sechskläßler waren böse, weil wir sie auslachten, daß sie erst jetzt Aufsätze machen müssen, und wir fangen schon in der vierten Klasse an. Da haben sie ein Lied auf uns gemacht, das heißt so:

‚Und die Oberholzer
Die sind um so stolzer,
Weil sie denken, sie seien die Allergescheitsten.
Aber geht's zum Kampf,
Kriegen sie alle den Krampf,
Kehren um und laufen am allerweitsten.‘

Wie gefällt dir das Lied, Papa?“

„Hm, es ist so, wie Unterholzer dichten“, sagte der Vater.

„Und dann“, fuhr Edi fort, „haben wir auch gleich ein Lied gemacht zur Antwort, das heißt so:

‚Und im Unterholz
Sind sie darauf stolz,
Daß sie auf der Stelle ziehn vom Leder.
Zu allem Zank und Streit
Sind sie alleweil bereit,
Wo's mit den Fäusten gilt und nicht mit der Feder.‘

Wir gefällt dir das, Papa?“

„Ungefähr gleich. Und wer hat denn die Mittelstückler besungen?“ fragte der Vater.

„Die Unterholzer und wir zusammen, die mußten auch ein Lied haben, aber das kleinste, wie sie es verdienen, es heißt so:

,Und die Mittelstückler
Sind die Heimtückler,
Sagen, sie wollen mit niemand Streit,
Thun nur allen alles zuleid.'

Und wie gefällt dir das, Papa?"

„Das sind denn alle drei so ziemliche Raufflieder, Edi", antwortete nun der Vater, „und mir ist viel lieber, wenn du bei deinen Geschichtsstudien bleibst, als wenn du dich in diese Parteigefechte verwickelst; man weiß da nie, wohin man gerät, und meistens endet alle solche Poesie mit Löchern in den Köpfen."

Edi sah sehr enttäuscht aus und ging ganz still an seine Nudeln, sichtlich mit etwas gestörtem Appetit.

„Und was hast denn du erlebt, Sally; warum bist du so nachdenklich?" fuhr der Vater fort.

„Das Kätheli war gar nicht in der Schule", berichtete Sally, „und ich hatte so viel mit ihm zu reden. Es ist vielleicht krank; kann ich heut' Nachmittag zu ihm gehen? wir haben ja keine Schule."

„Aha, Sally will den fremden Buben sehen", bemerkte der scharfsinnige Edi.

„Du darfst hingehen, Sally", antwortete die Mutter hier, auf einen fragenden Blick des Vaters antwortend. „Du gehst mir aber nicht in ein Haus hinein, wo du nichts zu thun hast, um fremde Leute anzusehen; das traue ich dir zu. Du kannst gleich nach Tisch aufbrechen."

Sally war sehr froh zumute. Sie holte schnell ihren Strohhut herbei und nahm fröhlich Abschied. Aber draußen rannte sie nicht mit wenigen Sprüngen den Gang hinaus, wie sonst gewöhnlich in ähnlichen Fällen, sondern sie ging an die Küchenthür, guckte hinein, und da sie die Lisebeth

am Schüttstein erblickte, wo sie ihre Pfannen auskratzte, trat Sally herein, kam ganz nahe an die Alte heran und sagte ein wenig geheimnisvoll: „Lisebeth, hat nicht etwa der Edi oder der Ritz eine zerrissene Matratze in seinem Bett?“

Die Lisebeth hörte auf zu kratzen und kehrte sich um; sie maß die Sally von oben bis unten, stemmte ihre beiden Arme in die Seiten und sagte ganz langsam und gewichtig: „Mit was kommst denn du mir, Sally? So meinst du, bei uns gehe es so zu, daß man so auf zerrissenen Matratzen herumliegt und schläft, bis es so einem Kleinen, das noch lang' keine Matratze kehren kann, in den Sinn kommt, zu fragen: ‚Hat denn nicht etwa der oder der eine zerrissene Matratze im Bett?‘ Ja wohl, Sally, was hast du für Mücken im Kopf.“

„Es ist mir ja nicht wegen der Matratzen, Lisebeth, nur wegen der Mariann“, erklärte Sally. „Ich hätte nur gern einen Auftrag an die Mariann; wißt Ihr, sie hat jetzt ganz neue Leute im Haus und die wollte ich so gern sehen, aber ich darf natürlich nicht nur so in das Haus laufen, wenn ich da nichts zu thun habe, und da habe ich gedacht, die Mariann könnte vielleicht Roßhaare zupfen, etwa für eine alte Matratze.“

„Ja so, das ist etwas anderes“, entgegnete die Lisebeth ganz milde, denn es wunderte sie auch nicht wenig, was ihre alte Bekannte nun für Leute im Hause habe, und so konnte sie nun allerhand inne werden.

„Da kann ich dir schon helfen, Sally“, fuhr sie fort; „du gehst hinein zur Mariann und sagst ihr, ich lasse sie grüßen, und ich hätte ihr schon lange einen Besuch gemacht, aber unsereins kann nicht fort, man weiß ja nie, was ge-

schieht, wenn man nur fünf Minuten vom Haus weg ist, aber an einem schönen Sonntag komme ich doch einmal. So, jetzt richt es gut aus."

Nun rannte Sally fröhlichen Herzens davon, erst durch den Pfarrhausgarten, dann über die Wiese weg und den Hügel hinunter, bis zum Tannenwäldchen, wo die trockene Straße eine ganze Strecke hin schön im Schatten lag. Hier hemmte Sally ein wenig ihren Schritt, da war es so schön im Schatten der Tannen hinzugehen, wo oben in den Wipfeln der Wind so fröhlich rauschte und alle Vögel durcheinander sangen. Jetzt mußte sie auch überlegen, wie sie ihre Besuche einrichten wollte, ob sie erst zu Kätheli, oder erst zu der Mariann gehen wollte. Aber diesmal zog die alte Mariann stärker an als das Kätheli, und Sally fand, sie müsse vor allem dahin und ihren Auftrag ausrichten. Nun fielen ihre Gedanken auf die fremden Leute und sie mußte sich vorstellen, wie sie beide aussähen und was sie sagen werde, und was die beiden sagen werden, wenn sie hereinkomme und anklopfe und nach der Mariann fragen werde, und so dachte sie sich alles ganz gründlich und eifrig aus, denn Sally hatte ein sehr lebendiges Vorstellungsvermögen. So kam sie unvermerkt zu den ersten Häusern vom Mittelstück, schwenkte von der Straße ab und ging dem Häuschen der Mariann zu, das ein wenig abseits, fast verborgen, hinter einer Hecke stand. Wie es Sally gewohnt war, rannte sie gleich hinein, obschon die Hausthür zugleich die Küchenthür bildete, denn man trat unmittelbar in eine kleine Küche und stand gleich wieder an einer Thür, die in die Stube führte. Diese Thür stand ganz offen und Sally befand sich plötzlich im Angesicht einer schwarzen Dame, die in der Stube saß und nähte und nun bei Sallys stürmi-

schem Eintritt den Kopf aufhob und das Kind schweigend mit ganz großen, traurigen Augen anschaute.

Sally wurde purpurrot und blieb in ihrer Verlegenheit wie festgewurzelt an der Thür stehen.

Jetzt hielt ihr die Dame ihre Hand hin und sagte freundlich: „Komm herein, liebes Kind; was bringt dich zu mir?“

Sally war gänzlich verwirrt; sie wußte gar nicht mehr, warum sie dahin gekommen war, denn sie war ja eigentlich nicht gekommen, um die Mariann zu sehen, das hatte sie ja nur darum erfunden, um dahin zu kommen, wo sie nun so unerwartet angelangt war. Sie hatte sich der Dame genähert und wollte etwas herausbringen, aber es kam nichts. Sally war dunkelrot und stand hilflos da, wie in ihrem Leben noch nie.

Die Dame nahm das Kind bei der Hand und streichelte ihm die glühenden Wangen.

„Komm, setz dich zu mir, liebes Kind“, sagte sie dann mit einer so lieblichen Stimme, daß sie der Sally bis tief ins Herz hinein ging. „Komm, wir werden dann nach und nach schon ein wenig bekannt werden!“

Jetzt gab es eine rasche Bewegung von einer Ecke her; Sally wußte nicht, was da war, denn sie hatte bis jetzt nicht um sich sehen dürfen, aber nun schaute sie auf.

Ein Junge, etwas größer als sie, trug einen kleinen Sessel heran und stellte ihn vor Sally hin; dabei schaute er mit einem so lustigen Gesicht auf sie, und das verhaltene Lachen kam ihm so deutlich zu den Augen heraus, daß der Anblick in Sallys Empfindungen plötzlich einen völligen Umschlag bewirkte und sie mit einemmale heraus lachte, worauf auch der Junge sich plötzlich in einem hellen Lachen

erleichterte, denn das Heranstürmen und die Verdutzung des unerwarteten Gastes hatten ihn schon lange gereizt, aber er war zu wohl erzogen, um gleich in Lachen ausbrechen zu dürfen.

„Nun, mein Kind, und was bringt dich denn zu mir?“ fragte nun die Mutter, auch lächelnd und in dem gewinnendsten Tone.

„Ich habe — ich hätte — ich wollte“, begann nun Sally unsicher, „ich hätte gern der alten Mariann einen Auftrag ausgerichtet, und dann — und dann wollte ich auch gern wissen, — ich wollte gern Sie sehen.“ — Sally konnte nicht bei der halben Wahrheit bleiben. Die traurig-freundlichen Augen der Dame waren so tief eindringend auf sie gerichtet, daß sie alles heraussagen mußte, wie es war.

„Das ist ja sehr lieb und freundlich von dir, daß du uns sehen willst, liebe Kleine; wie hast du von uns gewußt?“ fragte die Dame und nahm dabei Sally den Strohhut vom Kopf, legte ihn auf den Tisch und strich mütterlich dem Kinde die Haare zurecht.

Nun erzählte Sally voller Vertrauen alles, wie es gegangen war, daß sie und die Brüder schon gestern gern gekommen wären, zu sehen, wer bei der Mariann einziehe, und besonders, wie es mit dem Klavier gehe und mit all' den Sachen, die in das kleine Haus hinein mußten. Und dabei sah sich Sally nun zum erstenmal recht um und mußte sich nun ein wenig verwundern, denn sie sah nur vier kahle Wände und das Klavier, und dann noch den kleinen Tisch mit den beiden Sesseln, auf denen sie und die Dame saßen. Sie wußte, daß nebenan eine ganz kleine Kammer war, wo gewiß kaum zwei Betten stehen konnten,

weiter jedenfalls nichts. Sally konnte sich nicht zurecht finden, es war alles so anders, als sie sich's ausgedacht hatte. Sie hatte erwartet, da würden in der Stube herum eine Menge fremdartiger Dinge stehen, ganz wunderlich anzuschauen, und nun nichts als ein altes Klavier! Und dazu die Dame, die vor ihr saß im schwarzen Seidenkleid und so vornehm aussah, wie Sally es sich gar nicht hätte vorstellen können; und der Junge in seinem Sammetanzug, der ganz aussah wie die alten Ritter in Edis schönem Bilderbuch, und der ihr einen Sessel gebracht hatte, ohne daß ihm jemand ein Wort gesagt, und der überhaupt so fein und höflich war, wie sie noch gar nie einen Buben gesehen hatte.

Als Sally mit ihren verwunderten Augen wieder auf die Dame zurückkam, traf sie auf einen so schmerzlichen Ausdruck in ihrem Gesichte, daß dem Kinde unwillkürlich in den Sinn kam, wie die Mutter gesagt hatte, es werde ja nicht dahin gehen, um extra die Leute anzusehen, und es hatte das Gefühl, als thue es nun doch so etwas. Sally stand nun schnell auf, es war ihr auch wieder in den Sinn gekommen, wen sie eigentlich besuchen wollte; sie sagte eilig: „Ich muß noch zum Kätheli gehen, es ist vielleicht krank." Damit bot sie der Dame schnell die Hand.

Die Dame war auch aufgestanden, sie ergriff die dargebotene Hand, hielt sie zwischen den beiden ihrigen fest und schaute dem Kinde noch einmal so liebevoll in die Augen, daß es ihm ganz das Herz bewegte. Dann küßte sie es auf die Stirn und sagte: „Du liebe Kleine, du warst eine freundliche Erscheinung in unserer so stillen Stube."

Dann ließ sie des Kindes Hand los, und Sally trat

durch die offene Thür in die kleine Küche hinaus. Der Junge hatte unterdessen die Hausthür aufgemacht und stand nun ganz höflich wie ein Thürhüter am Ausgang, um Sally zu verabschieden. Sie stand still bei ihm und fragte:

„Kommst du nicht in die Schule?"

„Doch", war die Antwort.

Darüber war Sally hoch erfreut, denn der Junge gefiel ihr ganz besonders und sie machte gleich aus bei sich, daß er Edis Freund werden müsse und auch der ihrige, und so mußte er jeden Sonntag-Nachmittag kommen und mit ihnen zubringen, und in alle Spiele wollte sie ihn einführen, und eine Menge Unternehmungen schossen ihr gleich durch den Kopf, denn mit diesem Freunde war alles auszuführen, der war ja ganz anders als alle, alle anderen Knaben und Mädchen in der ganzen Schule.

„So kommst du morgen?" fragte sie in freudiger Erwartung.

„Wohin meinst du?" fragte der Junge zurück.

„Eben in die Schule."

„Ja, in die Schule komm' ich schon."

„So leb wohl", sagte Sally, ihm die Hand hinstreckend; „aber ich weiß nicht, wie du heißest."

„Erick, und du?"

„Sally."

Nun gaben sie sich die Hand und Erick blieb unter der Thür stehen, bis Sally um die Hecke herum war; dann schloß er zu, und Sally lief nun dem Hause des Friedensrichters zu. Noch eh' sie es erreichte, kam ihr die alte Mariann entgegen, ziemlich keuchend unter dem großen Bündel Roßhaar auf ihrem Kopf. Diese Erscheinung war

Sally sehr erfreulich, denn plötzlich kam ihr damit in den Sinn, daß sie ja ihren Auftrag und die ganze Mariann vergessen hatte, und nun konnte sie gleich alles abthun, was ihr außer dem Auftrag noch in den Sinn gekommen war. Sie rannte auf die Alte los, so heftig, daß diese ein ganzes Stück zurückfuhr mit ihrer Last und fast das Gleichgewicht verlor, und rief eifrig: „Mariann, du hast so nette Leute in deiner Stube, sprichst du viel mit ihnen? Kochst du für sie? Holst du die Sachen, die sie brauchen? Haben sie keine Magd? Machst du ihre Betten —?"

„Nur zahm, nur zahm", sagte jetzt Mariann, die das Gleichgewicht wiederhergestellt hatte, „ich komme sonst um den Atem; „aber sag du mir, wie bist du zu den Leuten hineingekommen? Du weißt wohl, wo man zu mir hinaufgeht."

Sally erzählte, daß sie um der Kürze willen nicht um das Haus herumgegangen, wo vom Holzbehälter aus ein schmales hölzernes Treppchen zu der kleinen Stube der Mariann hinaufführte, sondern daß sie vornherein durch die Küche rennen und zum Hinterthürchen hinauskommen wollte; daß sie aber plötzlich vor der offenen Thür und gerade unter den Augen der Dame gestanden habe.

„Das mußt du nie mehr thun", unterbrach die Mariann Sally hier, indem sie warnend den Zeigefinger aufhob. „Hörst du, Sally? Daß du mir's nicht wieder thust. Das sind keine Leute, denen man so ins Eigene hineinlaufen darf, als wohnten sie auf der Straße."

„Aber die Dame war ja ganz freundlich, Mariann", begütigte Sally, „sie war gar nicht beleidigt."

„Das ist ganz gleich, sie ist nie anders, sie könnte gar nicht unfreundlich sein, und eben deswegen und dann sonst

noch und aus vielen Gründen noch; hörst du's, Sally, daß du mir nicht mehr da durchläufst, willst du?"

„Ja, ich will schon, ich habe gar nicht im Sinn gehabt, es wieder zu thun. Gute Nacht, Mariann! Ja so, nun habe ich noch die Hauptsache für dich vergessen: die Lisebeth läßt dich grüßen und sie komme einmal zu dir an einem schönen Sonntag."

Die letzten Worte tönten schon ganz von fern zurück, denn Sally hatte sich während der Rede in Lauf gesetzt und war schon weit weg, als die Mariann noch ihren Gegengruß abgeben wollte. Nach wenigen hohen Sprüngen gelangte Sally endlich zum Hause des Friedensrichters, vor dem ein großer Apfelbaum stand, der den steinernen Brunnen beschattete. Hier stand das Kätheli und sah gar nicht krank aus, sondern patschte mit zwei dicken, roten Armen im Wasser herum, in dem es einen Gegenstand eifrig zu reinigen schien.

„So bist du nicht krank?" rief ihm Sally entgegen; „warum bist du denn nicht in die Schule gekommen?"

„Ja so, bist du's? Guten Abend! Ich wußte gar nicht, wer so heranspringt, und ich hatte nicht Zeit, danach zu sehen", sagte Kätheli ganz wichtig. „Siehst du, darum bin ich auch nicht in die Schule gekommen, ich hatte gar keine Zeit dazu, denn die Mutter ist heute zur kranken Großmutter gegangen, und dazu haben wir junge Hühner bekommen, zwölf, ganz kleine, und dazu muß ich hier einen Strumpf waschen, denn ich bin überall den kleinen Hühnchen nachgelaufen, und dann bin ich ganz tief eingetreten bei der Scheune. Aber komm nur, ich will dir jetzt gleich die Hühnchen zeigen, wenn ich schon nur einen Strumpf anhabe, das thut nichts."

Aber Sally hatte nur noch kurze Zeit übrig, auch war sie jetzt von ganz anderen Gedanken erfüllt und wollte Kätheli von etwas anderem erzählen hören, als von den jungen Hühnern; so sagte sie sehr bestimmt: „Nein, Kätheli, ich habe nicht mehr Zeit, die Hühner anzusehen, ich wollte nur wissen, ob du krank seist, und ich will dir etwas sagen. Ich habe die fremde Dame gesehen und den Jungen, den du kennst, er sieht so nett aus, weißt du auch, wie er heißt?"

„Der?" sagte Kätheli, die Achseln zuckend. „Freilich weiß ich's. Erick heißt er, und denk nur, er geht nach Unterholz in die Schule; heut' habe ich ihn selbst gesehen mit dem Schulsack hingehen!"

Das war ein Schlag für Sally. Nach Unterholz ging er zur Schule! Was sollte nun aus all' ihren schönen Plänen werden, aus all' den Vergnügen verheißenden Sonntag-Nachmittagen, aus der ganzen Freundschaft mit dem ansprechenden Erick? Denn wie konnte Edi dazu gebracht werden, Freundschaft zu schließen mit einem Menschen, der nach Unterholz in die Schule ging, während er gerade so gut hätte nach Oberholz gehen können? Sally war sehr niedergeschlagen, aber so schnell gab sie ein erfreuliches Vorhaben nicht auf. Sie wollte sich im Heimweg noch besinnen, wie die Sache zu machen wäre; darum streckte sie jetzt schnell dem erstaunten Kätheli die Hand zum Abschied entgegen, und diesmal half kein Einladen und kein Drängen, Sally solle doch in die Stube kommen und ein Butterbrot essen, oder mit Kätheli zu dem großen Kirschbaum hinter der Scheune gehen, dort könnten sie reife Kirschen herunterholen, — es half alles nichts.

„Ein ander Mal, Kätheli, jetzt ist es schon so spät, ich

muß heim, ich muß!“ und damit lief Sally davon. Das Kätheli stand verwundert da und schaute ihr nach, und in seinem schlauen Sinn dachte es: „Sally hat etwas Neues im Kopf, sonst hätte ich sie schon unter den Kirschbaum gebracht, denn so pressiert es ihr sonst nicht, heimzugehen; aber ich will schon herausbringen, was sie hat.“ —

Unterdessen lief Sally eine gute Strecke dahin; dann fing sie an, langsamer zu gehen, denn sie hatte so viel auszudenken, und so vertieft war sie in ihre Pläne, daß sie ganz unvermerkt am Garten anlangte, der ein ziemliches Stück weit von ihrem Vaterhaus in die Wiese hinaus sich erstreckte. Auf dem Mäuerchen stand Ritz und winkte mit leidenschaftlicher Gebärde, denn Sally hatte ihn zuerst gar nicht bemerkt.

„Komm doch ein wenig schneller“, rief er jetzt eifrig, „so kannst du noch etwas erzählen, sonst müssen wir gleich ins Bett, die Tante hat schon zweimal an die Uhr gesehen. War't ihr im Stall beim Kätheli? Wie viele Kühe stehen jetzt drin? Hast du das Junge von der Geiß auch gesehen?“

Aber Sally hatte ganz andere Dinge im Kopf. Eilends schritt sie ins Haus hinein, Ritz rannte nach. Drinnen in der Stube saßen alle versammelt; Mutter und Tante stopften Strümpfe, der Vater las die große Kirchenzeitung und Edi saß, den Kopf auf beide Ellenbogen gestützt, ganz vertieft in sein Geschichtsbuch. Kaum hatte Sally die Thür aufgemacht, so rief sie in großer Erregung: „O Mutter, du hättest nur sehen sollen, wie freundlich die Frau war, und sie ist so schön und so sanft und so gut, und ganz eine vornehme Dame, und der Erick ist wie ein Ritter in

seinem Sammetkleid, und so nett und so höflich, Edi könnte gar keinen nettern Freund finden."

Ganz verwundert schauten alle auf Sally hin, und dem Ausbruch folgte eine kleine Pause. Sally hatte völlig vergessen, daß sie gerade zu den Leuten nicht hätte gehen sollen, und daß sie als Reisezweck den Besuch bei Kätheli angegeben hatte. Jetzt kam ihr auf einmal alles in den Sinn. Sie wurde sehr rot.

„Aber, liebes Kind", sagte nun die Mutter, „bist du wirklich, trotz allem Abmahnen, dennoch bei den fremden Leuten eingedrungen; wie konntest du ohne Grund in das Haus eintreten?"

„Nicht ohne Grund, Mama", sagte Sally etwas verlegen; „die Lisebeth hatte mir einen Auftrag an die alte Mariann mitgegeben."

„Den die vorwitzige Sally sich extra in der Küche geholt hatte, um ihren Plan auszuführen, das ist klar", bemerkte die Tante. Als nun die ganze Sache klar am Tage lag, fühlte sich Sally erleichtert und kehrte nun mit neuem Eifer zu ihren Mitteilungen zurück. Sie hatte noch so vieles zu schildern: die leere Stube und das seidene Kleid der Dame, und ihre traurigen Blicke, und dann wieder den ritterlichen Erick mit dem fröhlichen Lachen und den lustigen Augen; sie konnte gar nicht fertig werden, das alles so recht anschaulich zu beschreiben.

„So", sagte Edi, von seinem Buch aufsehend, „jetzt hast du wieder einen Freund; es wird ihm wohl bald gehen wie dem Leopöldchen!" Damit beugte sich Edi wieder tief über sein Buch und las, teilnahmlos für alles übrige, weiter.

Sally fand überhaupt nicht die gewünschte Teilnahme;

sie war so erfüllt von ihren Eindrücken, daß sie meinte, Mutter und Tante und alle müßten Feuer und Flamme werden für die neue Bekanntschaft. Statt dessen stopften die beiden ohne alle Erregung an ihren Strümpfen weiter; der Vater sah nicht einmal von der Zeitung auf, und Edi hatte nur eine satirische Bemerkung als ganze Teilnahme. Sally war eben ein wenig berüchtigt im Freundschaftmachen. Fast jede Woche kam ihr irgendjemand vor Augen, der sie so ansprach, daß sie gleich Freundschaft machen mußte; aber meistens waren die Freundschaften von kurzer Dauer, denn sie hatte sich etwas anderes eingebildet, als sie oft beim nähern Zusehen fand; darüber war sie dann ganz unglücklich, aber die nächste Woche hatte sie schon wieder jemanden gefunden, der sie erfüllte. Die letzte verunglückte Freundschaft hatte ihr Edis Hohn in besonderem Maße zugezogen. Der Schneider von Oberholz hatte drei Söhnchen, und da der Vater auf seiner Wanderschaft längere Zeit in Wien zugebracht hatte, gab er seinen Söhnen, zur Erinnerung an jene schönen Tage, die Namen dreier österreichischen Erzherzöge. Schon der seltene Name hatte Sally angesprochen; dazu kam noch der Umstand, daß Leopold, der älteste der Söhne, der kürzlich erst nach Oberholz gekommen war, da er bisher bei der Großmutter gelebt hatte, immer ein elegantes Jäckchen und entsprechende Höschen vom neuesten Schnitte trug. Leopold war in Sallys Klasse eingetreten, und das Neue an der Erscheinung hatte sie sofort ein wenig begeistert. Er war aber so klein und winzig, daß er sofort von der ganzen Schule das „Leopöldchen" genannt wurde. Diesem Leopöldchen war der Ruf vorausgegangen, daß er an dem Wohnort der Großmutter drei Jahre lang in derselben Klasse gesessen hatte. So schaute Edi von einer

ungeheuren Höhe auf das Leopöldchen herunter und konnte nur mit Hohn bemerken, wie Sally eine Art von Wohlgefallen an dem Bübchen hatte und es befreundete. Dies ging aber nicht lange, denn nach einer Probewoche wurde das Leopöldchen um zwei Klassen zurückversetzt, da es nur um seines Alters, nicht aber um seiner Verdienste willen in die fünfte Klasse aufgenommen worden war. In diesen acht Tagen hatte auch Sally mit Leid entdeckt, daß das Leopöldchen ungewöhnlich einfältig war, und Sally war froh, daß die ungeheure Kluft, die zwischen einer dritten und einer fünften Klasse liegt, ihr das Abbrechen dieser Freundschaft, die nicht fortgesetzt werden konnte, erleichterte, denn es war gar nichts mit dem Leopöldchen anzufangen. — So kam es denn, daß niemand mit rechter Teilnahme den begeisterten Schilderungen der Sally zuhörte, denn jedem trat unwillkürlich das Bild des Leopöldchens vor Augen, und das war nicht interesse-erregend. Diese allseitige kühle Teilnahmlosigkeit reizte Sally im höchsten Grad, sie wußte es ja, wenn man ihr nur glauben wollte: alle müßten von dieser Mutter und ihrem Erick so angesprochen werden, daß sie alles Mögliche von ihnen wissen wollten, und nun fragte keines ein Wort, und ihrem eifrigen Erzählen hörte man kaum zu. Das war zu viel, Sally mußte Luft haben, sie brach plötzlich auf den tief in sein Buch versenkten Edi los:

„Wenn du schon tausend Bücher hinter einander liesest und thust, wie wenn man gar nichts erzählte, und du meinst, für keinen Menschen auf Erden müsse man eine Freundschaft haben, als nur für die tausend-, tausendjährigen Ägypter, so könntest du doch froh sein, wenn du einen Freund hättest, wie der Erick ist.“

Edi mußte eben etwas gelesen haben, das ihn feierlich

stimmte, denn er schaute ganz gehalten von seinem Buche auf und erwiderte ernsthaft: „Siehst du, Sally, was Freundschaft ist, weißt du gar nicht, denn du glaubst, man könne jede Woche einen andern Freund haben. Man soll aber nur einen Freund haben für sein ganzes Leben, und dessen Feind muß man dreimal um die Mauern von Troja herum schleifen."

„Der kann denn doch vorher noch eine schöne Reise machen, wenn er von Oberholz ist", bemerkte Sally schnell.

Die Mutter war unterdessen hinausgegangen und die Tante stand nun von ihrer Arbeit auf.

„Du wirst noch ganz barbarisch vor lauter Geschichtsforschung", sagte sie, zu Edi gewendet; „jetzt aber ist's höchste Zeit, ins Bett zu gehen, schnell! Wo steckt Ritz?"

Ritz hatte sich schon vor einiger Zeit hinter den Ofen zurückgezogen, in der Hoffnung, dort seinem Schicksal noch für längere Zeit zu entgehen. In dem dunkeln Winkel hatte ihn aber der Schlaf übermannt.

„Da haben wir's", rief die Tante aus, als der Schläfer entdeckt worden war und sie ihn nur mit großer Mühe wach rüttelte. „Habe ich nicht recht, sie zur Zeit ins Bett zu bringen?"

Während die Tante rüttelte und mahnte und sich ereiferte, hatte Edi schon ein paarmal probiert, an sie heranzukommen und ihr etwas mitzuteilen, aber sie war ihm immer wieder entkommen. Jetzt trat ein ruhiger Moment ein, Ritz war endlich erwacht. Schnell trat Edi an die Tante heran und sagte: „Ich meinte nicht lebendig, erst nach seinem Tod, wie der Achilles that."

„Jetzt redet der wahrhaftig auch schon im Schlaf und sagt ganz unsinniges Zeug", rief die Tante aufgeregt aus,

denn sie hatte längst nicht mehr an Edis Ausspruch über den Feind gedacht und wußte nun absolut nicht, was er sagte. „Nein, so kann's nicht mehr gehen; Kinder müssen zur Zeit ins Bett, sonst kommt ein ganzer Haushalt aus den Fugen."

Edi wollte noch einmal erklären, denn nur um nicht mißverstanden ins Bett zu gehen, war er ja der Tante immer nachgelaufen; er mußte ihr doch die Sache noch klar machen, und nun war ein noch viel größeres Mißverständnis entstanden. Jetzt half kein Erklären mehr, Edi und Ritz wurden in ihr Zimmer hineingeschoben, das Licht auf den Tisch gestellt, die Thür zugemacht, und fort war die Tante.

„Die Mutter wird schon noch zu uns kommen, der muß ich noch alles erklären", sagte Edi zu sich, denn so unverstanden zu sein, beunruhigte den denkenden Edi über alle Maßen. Die Mutter kam auch noch, wie sie jeden Abend zu thun pflegte, und versprach Edi, der Tante alles völlig klar zu machen, und so konnte er beruhigt werden und den Schlaf finden, den Ritz schon längst aufs neue gefunden hatte.

Kapitel III.

Ein Besuch, der wirklich der Mariann gilt.

Am folgenden Morgen stand die Lisebeth erwartungsvoll unter der Küchenthür, als Sally aus der Wohnstube

vom Frühstück hergestürmt kam, und machte allerlei Zeichen, die das Kind wohl verstand; es war aber keine Zeit mehr, darauf einzutreten. Sally schwenkte ihre Büchertasche zum Zeichen des Einverständnisses und rief, an der Lisebeth vorbeirennend: „Wenn ich aus der Schule komme, jetzt ist's zu spät!“ Und von Edi und Ritz gefolgt, setzte sie ihren Lauf fort.

Nach Beendigung der Schule schaute sich Sally einen Augenblick nach den Brüdern um; es mußte aber ein außergewöhnliches Unternehmen in Beratschlagung sein, denn sämtliche Schüler standen in einem dichten Knäuel zusammengedrängt, alle mit aufgehobenen Armen in der Luft herumfuchtelnd, alle aus vollen Hälsen schreiend, um ihre Ansicht kund zu thun. Als Sally diese bekannten Anzeichen eines länger dauernden Beratungsgeschreis bemerkte, wandte sie sich und ging davon, denn sie wußte, daß ihre Brüder nun erst in dem Augenblicke sich frei machen würden, da sie schweißbedeckt und atemlos noch gerade mit der Suppe zu Tisch erscheinen konnten. Sally trat ins Haus und unverzüglich, noch mit der Schultasche in der Hand, in die Küche herein.

„So, jetzt will ich Euch alles erzählen, wie es gestern zugegangen ist, Lisebeth!“ rief sie dieser zu.

Die Lisebeth winkte ermunternd, und Sally fing an und geriet immer mehr in Eifer, je weiter sie kam. Am lebhaftesten wurde sie bei der Beschreibung der Dame und ihres Söhnchens, ihrer Worte und Gebärden und ihres Anzugs und des vornehmen Wesens, das sie an sich hatten. Aber mit einemmal fuhr die Lisebeth auf, als habe sie eine Wespe gestochen, und rief: „Was sagst du, Sally? Einen seidenen Rock trägt die Frau mitten in der Woche?

Seide? und geht und wohnt bei der Mariann? Und Sammethöschen der Bub und Sammetjäckchen, alles von Sammet? So, so! Ich habe 10 Jahre bei deinem Urgroßvater und 30 Jahre bei deinem Großvater und 12 Jahre bei deinem Vater gedient, und den habe ich auf dem Schoß gehabt und wachsen gesehen, vom ersten Tag, an und deine beiden Brüderchen; alle habe ich gesehen von kleinauf, und keiner hat je Sammethöschen auf dem Leibe gehabt, und doch waren sie alle Pfarrer, dein Urgroßvater und dein Großvater und dein Vater, und die zwei Kleinen werden es gerad' so gut, und keiner von beiden hat auch nur ein Stückchen von einem Sammethöschen, und der mitten in der Woche und immerzu und die Frau in der Seide, ja wohl! Und dann eine Stube bei der Mariann nehmen und wohnen, wo der Korbflicker gewohnt hat! Da ist etwas dahinter, das sag' ich dir, Sally, da ist etwas dahinter! Aber das muß heraus, und wenn die Mariann es hundertmal verdecken helfen will, das bring' ich schon heraus. Ja wohl, Sammethöschen! Es nimmt mich nur wunder, was noch!"

Sally stand ganz erstaunt vor der zornsprühenden Lisebeth und verstand absolut nicht, was diesen Ausbruch veranlaßt hatte. Sie hatte aber genug davon, machte Kehrum und sprang hinüber nach der Wohnstube, wo ihren Erwartungen gemäß, im allerletzten Augenblick, eben als die Lisebeth mit der Suppenschüssel zur Thür hereintrat, auch die Brüder erschienen und zwar in seltsamer Weise: zu jeder Seite der Lisebeth drückte sich einer neben ihr zur Thür herein, und beide schossen durch das Zimmer wie die Vögel vor einem Gewitter, wenn sie durch die Luft schießen, daß man glaubt, sie müßten irgendwo die Köpfe einrennen. Edi und Ritz rannten sie glücklicherweise nicht ein, sondern

kamen unerwartet richtig jeder auf seinem Stuhl an, und gleich nachher stellte die Lisebeth die Suppe auf den Tisch, aber so fest und mit einem so grimmigen Gesicht, als wollte sie sagen: „Da! Aber wenn ihr erlebtet, was ich erleben muß, so wär' es euch nicht um Suppe essen zu thun." Alle schauten sie verwundert an. Als sie wieder zur Thür hinaus war, sagte der Vater, die Mutter anblickend: „Es giebt ein Gewitter, alle Anzeichen dafür sind da. Aber was verdienen die nachlässigen Jungen, die zu spät zutische kommen und vor lauter bösem Gewissen fast den Tisch umrennen?" setzte er, gegen seine Söhne gewandt, hinzu.

Ritz schaute zerknirscht in seinen Teller hinein und von da auf einem kleinen Umwege um der Mutter Teller herum heimlich zur Tante hinüber, ob etwa ein Antrag auf augenblickliches Zu-Bette-gehen gestellt werde, und heute war so schön Wetter, wie müßte am Abend nach der Schule das Herumrennen schön sein!

Es geschah kein Antrag, denn die allgemeine Aufmerksamkeit wurde gleich wieder von der Lisebeth in Anspruch genommen, die mit derselben Miene der Entrüstung auch das übrige Essen auf den Tisch mehr hinschmiß, als hinsetzte und dann wieder fortschnaubte.

Sobald das Essen zu Ende war, setzte der Vater sein Sammetkäppchen auf und ging in aller Stille in den Garten hinaus, denn die Gewitter im Hause waren ihm empfindlicher als diejenigen, die vom Himmel kommen. Sobald er auch die Stube verlassen hatte, trat die Lisebeth unter die Thür; beide Arme in die Seiten gestemmt und ganz kriegerisch aussehend, sagte sie: „Ich meine, es wäre nichts anderes, wenn ich schon einmal die Mariann besuchte, ich

denke, es sind vier Jahre, seit ich unten im Mittelstück bei ihr war."

Mit großem Erstaunen hatte die Frau Pfarrerin der Rede zugehört, die sehr vorwurfsvoll klang; nun sagte sie begütigend: „Aber Lisebeth, Ihr könnt doch nicht denken, daß Euch ein Gang zur Mariann, oder wohin es auch sei, je verwehrt worden wäre; geht nur ja hin, so bald es Euch Freude macht."

„Gerad' als ob in diesem Haus nichts zu thun wäre, Frau Pfarrerin, und ich nur so auf Besuch im Pfarrhaus Oberholz wäre seit fünfzig Jahren und mehr", war die Entgegnung. „Nein, nein, ich weiß, was zu thun ist, wenn es sonst niemand weiß; ich kann warten bis am Sonntag-Nachmittag, das ist eine Zeit, da unsereins ausgehen kann, und wenn es dann der Frau Pfarrerin recht ist, so geh' ich, und zu lang bleib' ich nicht weg, warum, weiß ich, wenn es auch sonst niemand weiß."

„Gewiß ist mir's so recht", begütigte wieder die Frau Pfarrerin, „macht es nur, wie Ihr am besten findet." Weiter setzte sie nichts hinzu, denn sie hatte schon gemerkt, daß ein Zornesfeuer in der Lisebeth entbrannt war, das nur immer höher aufflammen würde von jedem Worte, das hineinfiele. Sie konnte sich gar nicht denken, was die Lisebeth betroffen hatte; aber sie fand es am geratensten, nicht daran zu rühren. So murrte die Lisebeth nur noch ein wenig unter der Thür und ging dann, da keine Gelegenheit zu weiteren Ausbrüchen geboten wurde. Aber bis zum Sonntag gab es keinen Frieden mehr, das merkten alle, und jeder ging die ganze Zeit so behutsam an der Lisebeth vorbei, als wäre sie ein Pulvermagazin, das jeden Augenblick in die Luft springen könnte bei einer unvorsich-

tigen Berührung. Endlich kam der Sonntag. Die Lisebeth fuhr nach Tische mit großem Geräusch in der Küche herum, man konnte bemerken, daß sie von vielen Gedanken bearbeitet war, denen sie Luft zu machen suchte. Aber erst als alles sauber und blank aussah und jedes Ding an seinem Orte stand, ging sie in ihre Kammer und rüstete sich sonntäglich auf. Dann trat sie in die Stube ein und nahm Abschied, so, als ob sie eine längere Reise anträte, denn es war ein Ereignis für die Lisebeth, daß sie das Pfarrhaus für mehrere Stunden verließ. Nun wanderte sie mit bedächtigem Schritt ihre Straße und sah sich rechts und links am Wege um, was etwa wachse im Acker von diesem und jenem Nachbar. Aber ihre Gedanken fingen wieder an in ihr zu arbeiten, das konnte man sehen, denn sie ging immer schneller und schneller, und sprach halblaute Worte vor sich hin im Eifer. Nun war sie angelangt. Die Mariann hatte von ihrem Fensterchen aus die Lisebeth herankommen sehen und mußte sich sehr wundern, daß sie diesmal so schnell ihr Versprechen hielt, denn seit fünf Jahren hatte sie ihr von Zeit zu Zeit sagen lassen, sie komme nun bald einmal zu ihr, und war nie gekommen; nun hatte sie es ja vor drei Tagen auch sagen lassen, und da war sie schon. Die Mariann ging der alten Bekannten sehr freundlich entgegen und bewillkommte sie vor dem Häuschen an der Hecke; dann führte sie den Gast um das Häuschen herum und hinten die kleine hölzerne Treppe hinauf. Die Lisebeth machte den Weg ziemlich unwillig. Noch bevor sie das Treppchen hinaufgestiegen waren, mußte sie sich aussprechen.

„Hör, Mariann“, fing sie an, „sonst durfte man bei dir vorn ins Haus hinein und dann mitten durch die Küche und so zu dir hinauf. Jetzt aber müssen deine älte-

sten Freunde hinten hinein, und gewiß um des fremden Volkes willen, das du ins Haus genommen hast. Ich habe schon viel von dem gehört und sehe nun selbst, wie sie vor Hochmut nicht wissen, was sie dir befehlen wollen, daß du nicht einmal durch dein eigenes Haus gehen darfst."

„Ach Gott, Lisebeth, was hast du für Gedanken", sagte die Mariann ganz erschrocken; „das ist ja gar nicht so, es hat mir kein Mensch etwas verboten, und die Leute sind so gut und kein bißchen hochmütig und so freundlich und sanftmütig und demütig."

„Komm nur zu Atem, Mariann", fiel ihr die Lisebeth ins Wort; „mit all' dem ‚mütig' machst du mir nichts weiß, was schwarz ist, und wenn solche Leute daherkommen, es weiß kein Mensch woher, und nehmen eine Stube und Kammer in einem solchen Häuschen, so nebenaus wie das deinige, Mariann, wo sie fast nichts bezahlen, und dazu spaziert die Frau in einem seidenen Rock umher und das Söhnchen in Sammet, da ist etwas dahinter, und paß du nur auf, wenn die lauter seidene Röcke hat, so wird sie auch noch anderes haben und wird wissen, warum sie das so ins Verborgene bringt, in ein Häuschen, das eigentlich nur aussieht wie ein großes Hühnerhaus. Ich will dich nur gewarnt haben, Mariann; du kommst sicher noch schlecht weg mit solchen Leuten."

„Lisebeth", sagte die Mariann jetzt so eifrig, wie sie sonst nie redete, „es wäre gut, alle Leute wären, wie diese Frau ist, und du und ich könnten nur Gott danken, wenn wir auch so wären, und ich habe nie auf der Welt einen besseren und einen geduldigeren und einen liebevolleren Menschen gesehen. Und was den seidenen Rock betrifft, so sei nur still und schweig davon, Lisebeth; es sieht manches

anders aus, als es ist, und du thust besser, du ladest kein Unrecht gegen eine leidende Frau, auf die der liebe Gott niedersieht, auf dein Gewissen."

Die Mariann wollte nicht heraussagen, was sie wußte, daß die Frau nur den einzigen Rock hatte, und gar keinen andern, und so doch den tragen mußte; sie hatte eine Scheu, das der Lisebeth mitzuteilen, nun sie hörte, wie diese urteilte.

„Es kommt mir gar nicht in den Sinn, etwas auf mein Gewissen zu laden", fuhr jetzt die Lisebeth fort, „und daß manches nicht ist, wie es aussieht, das weiß ich schon; aber wenn ein kleiner Bub, von dem keiner weiß, woher er gelaufen kam, am hellen Werktag Sammethöschen trägt und ein Sammetjäckchen dazu, so sind das einmal Sammethöschen und sehen nicht nur so aus, das ist sicher, und da steckt etwas dahinter, das wird schon noch herauskommen und nicht am besten aussehen. Ja wohl, Sammethöschen tragen, so ein Hergelaufenes, von dem keiner weiß, woher es kommt, ja wohl."

„Versündige dich nicht an dem Büblein", sagte die Mariann ernsthaft; „sieh es nur an, es sieht aus wie ein Engelein, und so ist es."

„So, auch noch", fuhr die Lisebeth fort, „und wann hast du denn ein Engelein gesehen, Mariann, daß du weißt, daß sie gerad' so aussehen? das nimmt mich wunder! Aber ich habe über 50 Jahre in einem honetten Haus gedient und habe den alten Herrn Pfarrer und den jetzigen und seine beiden Söhne auferziehen helfen; aber von Sammethöschen haben wir nie etwas gewußt, gar nie, und waren, denk' ich, doch noch andere Leute, als diese, das mein' ich. Das wollte ich dir nur sagen, Mariann, und darum bin

ich hauptsächlich zu dir gekommen, nur daß du wissest, was man denken muß. Und was die Engelein betrifft, so kann ich dir nur sagen, daß wir ein Büblein haben, das accurat aussieht wie die Engelein, die Trompete blasen auf den Bildern, so schöne, feste, rote Backen hat unser Moritzli, wie angemalt, und solche runde Ärmchen und Beinchen."

„Ja, es ist wahr, der Ritz war immer ein prächtiges Büblein, ich möchte es nur wieder einmal sehen", entgegnete Mariann gutmütig.

Das versöhnte die Lisebeth schon ein wenig; in viel freundlicherem Tone sagte sie: „So komm jetzt nur einmal wieder nach Oberholz, du wirst wohl Zeit haben, mehr als ich. Du kannst dann den andern auch ansehen und kannst sehen, was für ein schönes, gerades Näslein der hat, daß kein Engelein ein schöneres haben könnte, und in der ganzen Schule ist er weitaus der Geschickteste, das sagt der Lehrer selbst vom Eduardli."

Die Lisebeth nannte die Knaben nie anders, denn die Abkürzungen Ritz und Edi schienen ihr eine Verringerung der Namen und ein Raub an ihren Lieblingen zu sein.

„Ja, ja, das glaub' ich schon. Ach was ist das doch für eine Freude, eine so schön geordnete Haushaltung zu sehen und alle zusammen so glücklich und froh", sagte Mariann seufzend und warf einen Blick gegen die Stube der Fremden hin, und nun war die Lisebeth gänzlich ausgesöhnt, denn sie fühlte das Pfarrhaus wieder obenauf.

„Wo fehlt's denn den Leuten?" fragte sie nun ziemlich teilnehmend.

„Ach, ich weiß nicht, was sagen", war die Antwort, „ich begreife alles selbst nicht recht."

„Das habe ich gedacht, mit solchem fremdem Volk ist man nie sicher.“

„Nein, nein, so mein' ich's nicht“, wehrte die Mariann lebhaft ab; „ich sage dir's, es sind die besten Leute: für die Frau könnte ich alles thun.“

Aber die Mariann hatte Scheu, ihrer Bekannten zu erzählen, was sie wußte, und über die Dinge sich mit ihr zu beraten, die sie nicht begriff, denn die Lisebeth hatte sichtlich kein Herz für die beiden und war voller Mißtrauen, und Mariann hatte eine solche Liebe für die Frau und den Jungen gefaßt, daß sie sogar von der guten Freundin keine beißenden Bemerkungen über sie ertragen konnte. Sie schwieg also, und die Lisebeth brachte nichts mehr aus ihr heraus, ihre Hausleute betreffend.

Unter dem langen Gespräch war aber viel Zeit vergangen; die Lisebeth erhob sich von der hölzernen Bank hinter dem Tisch, wo sie sich mit der Mariann niedergelassen hatte, und wollte sich verabschieden. Aber das ließ die Mariann nicht geschehen, sondern erst mußte der Gast eine Tasse Kaffee mit ihr trinken, und dann wollte sie ihm das Geleite geben. So wurde die Sache ausgeführt, und wie die beiden mit einander durch den Abend wanderten, hatten sie sich noch vieles mitzuteilen und waren sehr gesprächig; nur wenn die Lisebeth wieder auf die fremden Hausleute zu sprechen kam, so wurde Mariann schweigsam und sagte fast nichts mehr. Wo die Straße in den Wald hineinging, trennten sie sich, und Mariann mußte versprechen, so bald als möglich einen Gegenbesuch zu machen. Dann schritt die Lisebeth rüstig ihres Weges und kam in so guter Stimmung zuhause an, daß die Frau Pfarrerin beschloß, sie öfter zu der Mariann auf Besuch zu schicken.

Als die Mariann bei ihrer Rückkehr an ihr Häuschen herantrat, hörte sie einen lieblichen Gesang ihr entgegentönen; sie kannte ihn wohl. Jeden Abend in der Dämmerung setzte die fremde Frau sich ans Klavier und sang, und sie sang so schön und mit einer Stimme, die so tief heraus kam, daß sie der Mariann ganz das Herz bewegte und sie nicht von der Stelle weg konnte, wo sie den Gesang hörte, bis er nicht mehr ertönte. Vor allen andern gern aber hörte die Mariann ein Lied, das die Frau täglich sang, entweder am Anfang oder am Schluß ihrer Lieder. Da war es immer, als töne eine große Freude durch die Stimme und wolle alle, die sie anhörten, mit sich zu der Freude hinziehen. Und doch ging dieses Lied der Mariann immer wieder in einer Weise zu Herzen, daß sie jedesmal weinen mußte, wenn sie es singen hörte. So ging es ihr auch am heutigen Abend. Es lag ein großes Stück Holz vor der Hausthür, das ihr oft als Ruhesitz diente, wenn sie etwa am Abend sich noch ein wenig im Freien abkühlte; dieses wälzte sie nun unter das Fenster, damit sie einen Augenblick in die Stube sehen konnte. Da saß die Frau am Klavier und ihre großen, klaren Augen schauten gegen den Abendhimmel hin so ernst und wehmütig, und doch klang es wieder wie eine große Freude durch das schöne Lied, das sie sang. Der kleine Junge saß auf einem niedern Schemel neben ihr und schaute zu ihr auf mit seinen frohen, hellen Augen und lauschte dem Gesange.

Die Mariann konnte nicht lange hinsehen, es überkam sie wie noch nie; sie stieg hernieder, setzte sich auf den Block, hielt ihre Schürze vor die Augen und weinte fort und fort, bis das Lied verklungen war.

Kapitel IV.

Des Nachts im Pfarrhaus und des Nachts bei Mariann.

Als an diesem Abend Edi und Ritz in ihren Betten lagen und die Mutter eben das Abendgebet mit ihnen gehalten hatte und nun die Thür hinter sich zumachte, da begann Edi: „Hast du gemerkt, Ritz, daß der Papa fast ist, wie der liebe Gott? Er weiß schon die Sachen, ehe man sie nur halb herausgesagt hat.“

„Nein, das habe ich nicht gemerkt“, entgegnete Ritz; „aber es ist recht, so kann er alles machen, was er will, und auch schön Wetter.“

„Ach Ritz, du siehst immer nur den Profit! Bedenk aber einmal die andere Seite!“ Hier richtete sich Edi vor Eifer auf in seinem Bett und fuhr fort: „Siehst du, jetzt habe ich letzthin dem Papa nur unsere Lieder vorgesagt, die wir auf die anderen und die anderen auf uns gemacht haben; da wußte er sogleich, daß wir auch eine große Schlacht vorbereiteten, und hat uns sogleich verboten, mitzumachen. Und heut' Abend hat man nun alles besprochen und ich würde die Truppen der Oberholzer anführen und da habe ich alles ausgedacht und vorbereitet. Da wäre ich der Cunctator Fabius und führte meine Truppen immer so oben auf den Hügeln herum und würde immer noch nicht angreifen: denn das ist viel sicherer, weißt du, und so könnte der Hannibal auch nichts machen und mich auch nicht angreifen.“

„Lebt denn der Hannibal noch?“ fragte Ritz hier unbefangen.

„Ach Ritz, du bist doch unbeschreiblich unwissend“, bemerkte Edi mitleidig, „er ist ja schon seit mehr als tausend Jahren tot. Aber der Anführer der Mittelstückler, unserer Feinde, der große Churi, ist dann Hannibal. Aber sieh, da fällt mir gerade etwas ein: der Churi ist kein rechter Hannibal, der war ein großer und edler Feldherr, den kann der Churi nicht darstellen; aber weißt du was, wir könnten den fremden Buben als Hannibal nehmen, den Erick, der sieht schon ganz anders aus, als der Churi, wollen wir?“

„Das ist mir gleich, wenn wir doch nicht mitmachen dürfen“, bemerkte Ritz trocken.

„Ach ja, wir dürfen ja nicht mitmachen“, jammerte Edi; „jetzt hatte ich's schon vergessen. Ach, wenn es doch noch wäre wie vor vielen Jahren, wie sie heut' in der sechsten Klasse gelesen haben; hast du nicht zugehört, Ritz?“

„Nein, das hab' ich nicht, warum?“

„Siehst du, da war es einmal so: Wenn man etwas gethan hatte, das nicht recht war, dann kaufte man gleich Ablaß, dann war alles wieder ausgewischt; aber jetzt giebt's keinen mehr.“

„Das ist schade“, fand Ritz; „aber was können wir denn thun, weißt du nicht sonst ein Beispiel aus der Weltgeschichte?“

Edi fing an, stramm nachzudenken; aber wie er auch suchte und grübelte und alles aufwühlte, was er in seinem Gedächtnis aufgespeichert hatte, er fand in der ganzen Weltgeschichte keinen einzigen Fall, wo einer etwas ausführte,

was der Vater verboten hatte, und doch nachher vor ihm mit Ehren bestand, denn das wollte Edi denn doch, und so saß er immer aufrecht im Dunkeln und konnte trotz aller Anstrengung keinen Ausweg finden. Als er aber nun die bekannten langen Atemzüge von dem fest entschlafenen Ritz hörte, verlor er ganz den Mut, weiter zu arbeiten. Er legte sich auf sein Kissen und träumte gleich nachher von der Uniform des Cunctator Fabius. —

Bald nach dieser Zeit legte auch Mariann sich auf ihr Lager, aber sie konnte lange nicht einschlafen, der Gesang der fremden Frau hatte sie heute ganz traurig gemacht; diese Stimme war ihr noch nie so zu Herzen gegangen, immer noch hörte sie den Klang, der wie Weinen und Frohlocken durcheinandertönte. So hörte die Mariann, wie ihre alte Uhr an der Wand elf Uhr schlug, dann zwölf Uhr, und immer noch konnte sie nicht einschlafen. Jetzt war es ihr, als höre sie ein leises Klopfen unten am Haus. Sie setzte sich auf und horchte. Wer konnte denn so spät in der Nacht bei ihr anklopfen? sie mußte sich getäuscht haben, sagte sie sich. Aber nein, jetzt hörte sie's ganz deutlich, jemand klopfte irgendwo an bei ihr. Schnell zog sie sich an und eilte hinunter in die Küche. Sie öffnete die Hausthür, da war niemand. Aber nun klopfte es wieder und wieder; jetzt merkte Mariann, daß es in der Schlafkammer ihrer Hausbewohner sein müsse. Sie öffnete leise die Thür der Stube, da war es ganz dunkel; aber von der Kammer her, deren Thür nur angelehnt war, drang ein schwacher Lichtschimmer heraus. Mariann näherte sich und machte ganz sachte die Thür etwas weiter auf. Drinnen saß die blasse Frau auf ihrem Bette und sah noch viel bleicher aus, als gewöhnlich, daß Mariann ganz erschrocken herein-

trat und jammernd ausrief: „Ach Gott, was ist Ihnen denn; o wie Sie aussehen!“

„Ja, ich bin recht unwohl, meine gute Mariann“, entgegnete die Frau mit ihrer freundlichen Stimme; „es thut mir so leid, daß ich Sie so mitten in der Nacht aufschrecke, aber ich hatte keine Ruhe mehr, ich mußte Sie rufen, ich möchte Ihnen noch einiges sagen und es könnte zu spät werden.“

„Ach Gott, was meinen Sie denn damit?“ jammerte Mariann; „ich will auf der Stelle den Doktor holen in Unterholz, der ist am nächsten.“

„Nein, Mariann, ich danke, ich kenne den Zustand“, sagte die Kranke beruhigend, „es ist ein Herzkrampf, den ich öfter habe, und diesmal etwas beängstigender als gewöhnlich und so, meine gute Mariann, möchte ich Ihnen sagen: wenn ich morgen nicht mehr da sein sollte, wollen Sie dies“ (und sie überreichte der Mariann ein kleines Papier) „demjenigen übergeben, der für meine letzte Ruhestätte zu sorgen hat. Es ist das Einzige, das ich hinterlasse und das ich lange aufgespart habe, damit ich nur nicht auf öffentliche Kosten hin muß begraben werden. Das darf nicht sein um meines Vaters willen“, setzte sie leise hinzu.

„Ach, du lieber Gott!“ jammerte Mariann fort, „es wird doch nicht an dem sein! Denken Sie doch an das Büblein! Ach, Frau Dorn, nehmen Sie mir's nicht übel, ich habe ja sonst nie gefragt, nach gar nichts; aber wenn Sie so gar nichts hinterlassen, was muß ich nun mit dem Büblein machen, hat es denn keine Verwandten, hat es keinen Vater?“

Die Mutter schaute auf den schlafenden Erick, der mit

rosigem Gesichtchen, um das die goldenen Lockenhaare lagen, ganz friedlich und sorglos dalag. Sie legte die Hand auf seine Stirn — denn sein schmales Bettchen stand ganz nahe an dem ihrigen — und sagte leise: „Auf Erden hast du keinen Vater mehr, mein Kind, aber droben im Himmel lebt dir ein Vater, der dich nicht verläßt; dem habe ich dich längst übergeben. Ich weiß, Er nimmt dich in Seinen Schutz; so kann ich ruhig und fröhlich gehen.“ „Ja, meine gute Mariann“, fuhr sie zu dieser gewendet fort, „ich gehe gern; ich habe ein großes Unrecht gethan, den besten und liebevollsten Vater habe ich tief gekränkt in Ungehorsam und Eigenwillen. Dafür habe ich viel gelitten; aber im Leiden habe ich dann erfahren dürfen, wie groß die Liebe und Barmherzigkeit unseres Vaters im Himmel für uns ist, und seither tönt es fort und fort mit tiefem Dank in meinem Herzen:

‚Ich lag in schweren Banden,
Du kommst und machst mich los;
Ich stund in Spott und Schanden,
Du kommst und machst mich groß.
Und hebst mich hoch zu Ehren,
Und schenkst mir großes Gut,
Das sich nicht läßt verzehren,
Wie Erdenreichtum thut.‘“

Die Kranke hatte die Hände gefaltet, während sie sprach, und ihre Augen hatten in einem wunderbaren Glanze aufgeleuchtet; jetzt aber sank sie auf ihr Kissen zurück, matt und bleich. Mariann hatte still dagestanden und von Zeit zu Zeit ihre Augen getrocknet.

„Jetzt muß ich zum Doktor, es ist hohe Zeit“, sagte sie ängstlich. „Ach Frau Dorn, kann ich Ihnen noch etwas geben?“

„Nein, ich danke“, erwiderte die Kranke leise; „ich danke für alles, meine gute Mariann.“

Diese verließ nun eilig das Haus und lief, was sie konnte, gegen Unterholz hin durch die Stille der Nacht. Von Zeit zu Zeit mußte sie einmal still stehen und Atem schöpfen. Dann schaute sie zu dem hellen Sternenhimmel auf und betete: „Ach, lieber Gott, hilf du uns allen.“ Sie hatte Mühe, den Doktor in Unterholz aufzuwecken um 2 Uhr des Morgens; doch hörte er endlich ihr wiederholtes Klopfen und folgte ihr bald darauf auf dem Wege nach ihrem Haus zurück. Als sie mit einander in das Zimmer der Kranken traten, war das Licht tief heruntergebrannt und warf einen matten Schimmer auf das stille, bleiche Antlitz. Die Kranke hatte ihren Arm ausgestreckt auf das Lager ihres Kindes. Der Junge hatte ihre schmale, weiße Hand mit seinen beiden runden Händchen umfaßt und hielt sie ganz fest. Der Arzt näherte sich und betrachtete die Schlafende genauer; er beugte sich eine Zeit lang auf sie herunter.

„Mariann“, sagte er dann, „löst die Hand aus den Händen des kleinen Jungen! Die Frau ist für immer entschlafen, auf dieser Erde erwacht sie nicht mehr; sie muß, während Ihr weg war't, an einem Herzschlag schnell geendet haben.“

Der Arzt verließ gleich wieder das stille Haus, und Mariann that, wie er ihr geboten hatte. Sie faltete der Entschlafenen die Hände auf der Brust; dann setzte sie sich an Ericks Bett, schaute bald auf den sorglos schlummernden Knaben, bald auf das ernste Antlitz der entschlafenen Mutter und weinte still vor sich hin, bis die Strahlen der Morgensonne in die stille Kammer fielen und es der Mariann

ins Bewußtsein kam, daß ein neuer, trauriger Tag mußte angefangen werden, der Tag, an dem der junge Erick hören mußte, daß er auf Erden nie mehr die Hand der Mutter festhalten könne.

Kapitel V.

Es giebt Schul- und Familienstörungen.

Noch nie hatte der Lehrer von Oberholz einen so schweren Stand mit seinen Schulkindern gehabt, wie am Morgen nach dieser Nacht. Sonst geschah es ja wohl, daß die einen sehr unruhig und die anderen verstockter als gewöhnlich waren; aber da war doch immer eine Anzahl solcher, mit denen er erfolgreich fortarbeiten konnte. Heute aber war es nicht anders, als ob eine Schar aufgeregter Geister in die Kinder gefahren wäre. Die sämtlichen Buben warfen sich gegenseitig unheimlich kriegerische Blicke zu, sogar halblaute Drohungen wurden hin- und hergeschleudert, und wo der Lehrer den Rücken kehrte, da wurden so herausfordernde Gebärden gegen diejenigen gemacht, die in seinem Angesicht saßen, daß diese sämtlich die Augen rollten und vor Zorn die unsinnigsten Antworten gaben. Die Kriegslust hatte sie alle schon so ergriffen, daß sie Freund und Feind nicht mehr unterschieden und nur jeder die Fäuste gegen den andern ballte. Sally und Kätheli,

diese ordentlichen Schülerinnen, steckten unablässig die Köpfe zusammen und flüsterten so emsig wie Bachwellen; ja, das Kätheli war so von Neuigkeiten beladen, daß es Sally sogar immerfort zuflüsterte, während diese ihre Kopfrechnung hersagen mußte und dabei in die unbegreiflichsten Verwirrungen verfiel. Sogar Edi, der Musterschüler, war aus dem Geleise gekommen und starrte tiefsinnig vor sich hin, denn eben noch während der Pause war ihm die große Tapferkeit seiner Truppen vor Augen getreten, die in Ermangelung der Feinde sich gegenseitig ziemlich übel zugerichtet hatten, und diese mutige Schar sollte er nicht gegen den prahlerischen Churi führen dürfen und ihm zeigen, wie ein großer Feldherr zuwerke geht! Eben stand der Lehrer vor ihm und rief ihn, in dem begonnenen Geographieunterricht fortfahrend, auf: „Edi, willst du mir die vornehmlichsten Produkte Oberitaliens nennen?“

Italien! Gleich stand bei diesem Namen die ganze Kriegsoperation vor Edis Augen, denn er hatte aufs genaueste die Gegenden studiert, wo die Römer mit ihren Feinden zusammengetroffen waren, und der Churi als Hannibal stand triumphierend vor ihm. Edi stieß einen tiefen Seufzer aus und antwortete vor der Hand nichts.

„Edi“, sagte der Lehrer jetzt, als immer noch keine Antwort kam, „was an unserm Gegenstand besonders Trauriges und dein Gemüt Beschwerendes ist, kann ich nicht einsehen; aber das sehe ich, daß ihr heut' alle zusammen seid wie eine Herde gedankenloser Schafe, mit denen nichts anzufangen ist. Kätheli, du Elster, kannst du einen Augenblick innehalten und zuhören, wenn ich rede? Ihr geht jetzt alle nachhaus', ich habe genug, und jeder — hört ihr's? jeder — trägt eine Strafaufgabe mit! Im Fortgehen

tritt jeder zu mir dort an den Tisch und nimmt diese in Empfang!"

So geschah es, und gleich darauf stürzte die Schar fröhlichen Herzens ins Freie hinaus, denn die Strafaufgabe drückte durchaus die Freude nicht nieder, daß der Schluß der Schule eine gute halbe Stunde zu früh erfolgt war. Draußen auf dem freien Platz fanden sich sogleich die Gruppen zusammen, die gemeinsame Interessen hatten; der Hauptknäuel bildete sich um Edi herum, seinen Schlachtplan unter viel Lärm und Geschrei anzuhören. Gleich beim Austritt aus dem Hause nahm Kätheli Sally bei der Hand und sagte: „Ich will dich jetzt noch begleiten, so kann ich dir alles fertig erzählen, was die Mariann der Mutter dann noch gesagt hat heut' Morgen." Damit fuhr Kätheli in der Erzählung fort, die es schon in der Schule begonnen hatte, und teilte Sally alles mit, was in der Nacht im Hause der Mariann vorgefallen war. Sally hörte ganz still zu und sagte kein Wort. Beim Garten angelangt, war Kätheli eben fertig geworden mit seiner traurigen Geschichte; es stand noch einen Augenblick still und wunderte sich, daß Sally nichts sagte, dann rief es: „So leb wohl!" und lief davon.

Am Mittagstisch erzählte Ritz mit Eifer, was sich alles in der Schule zugetragen hatte; denn nun, da auch Sally und sogar Edi Strafaufgaben hatten, fand er darin mehr etwas Merkwürdiges, als etwas Betrübendes. Edi war etwas kleinlaut. Als dann die kleinen, golden gebratenen Äpfel auf den Tisch kamen, da brach auch Ritz seine Mitteilungen ab und machte sich emsig an die Arbeit. Als er nun seinen Teller geleert hatte, was in kurzer Frist geschehen war, schaute er prüfend nach den Leistungen des

Bruders und der Schwester, denn er wußte, die zweite Lieferung der vorhandenen Dinge kam immer erst, wenn alle drei mit der ersten zu Ende waren. Als er nach Sally hinschaute, blieben seine Blicke bei ihr haften, und nachdem er sie eine Zeit lang aufmerksam beobachtet hatte, sagte er ernsthaft: „Sally, du schluckst immerzu, so viel du vermagst; aber siehst du, es kann nichts hinunterkommen, denn du hast nichts in den Mund gethan und dein Teller bleibt immer gleich voll."

Jetzt konnte sich Sally nicht mehr halten. Mit Mühe hatte sie bis jetzt fort und fort ihre Thränen hinuntergeschluckt und sich dabei ganz still verhalten. Jetzt brach sie in lautes Schluchzen aus und stieß die Worte hervor: „Der arme Erick kann heute auch nicht essen, jetzt hat er keinen Vater und keine Mutter mehr und ist ganz allein auf der Welt."

Sally weinte immer lauter, sie konnte sich nicht mehr halten, nachdem sie sich so lange Gewalt angethan hatte. Ritz schaute erschrocken und verblüfft von einem zum andern, er wußte nicht recht, ob er da etwas verschuldet hatte. Nun stand die Mutter auf, nahm Sally bei der Hand und führte sie mit sich hinweg.

Der Vorfall hatte eine große Störung in das Mittagsmahl gebracht. Der Vater war ärgerlich und saß schweigend da. Die Tante redete mit erhöhter Lebhaftigkeit in ihn hinein, um ihn auf diesen klaren Beweis, wie aufgeregt die Kinder werden, wenn sie nicht zur Zeit zu Bette gehen, aufmerksam zu machen. Edi saß auch ganz verstimmt vor seinem Teller, als hätte er Sauerampfer zu verschlucken anstatt der goldenen Äpfelchen, denn es war ihm sehr unbequem, daß der Vater von seiner Zerstreutheit in der

Schule gehört hatte. Ritz hatte eine Art von ermahnender Rede an ihn erwartet, weil der Ausbruch unmittelbar auf seine Worte erfolgt war. Da nun diese nicht stattfand und sich überhaupt niemand um ihn bekümmerte, setzte er sich wieder fest und aß ganz still alles auf, was sich auf seinem und Sallys und der Mutter Teller noch vorfand.

Als der Vater bald nachher in den Garten hinausging, kam ihm die Mutter nach und führte ihn zu der kleinen Bank unter dem Vogelbeerbaum, daß er sich da ein wenig mit ihr hinsetze. Jetzt erzählte sie ihm, was ihr Sally unter vielem Schluchzen mitgeteilt hatte, was in der vergangenen Nacht im Häuschen der Mariann vorgefallen war, und fragte nun ihren Mann, ob er nicht denke, man sollte ein wenig nachfragen, wer diese Leute seien, und vielleicht könnte man auch etwas für den Knaben thun, der nun so allein dastehe allem Anschein nach. Aber der Herr Pfarrer war nicht der Ansicht. Er sagte, diese Fremden hätten sich für Schule und Kirche nach Unterholz gewandt, da könne er sich nun nicht von vornherein dahinein mischen und die erste Hand bei der Sache haben wollen. Sein Amtsbruder in Unterholz werde gewiß alles an Hand nehmen und zusehen, was mit dem Knaben zu thun sei. Da würden ja wohl auch Verwandte sein irgendwo, die der Herr Pfarrer von Unterholz wohl ausfindig machen werde; vielleicht wisse er ja überhaupt schon viel mehr von den Lenten, als man denke, die Frau werde sich wohl an ihn gewandt haben, als sie so fremd herkam; das hätte sie ja doch thun müssen, da sie ihren Knaben dort zur Schule und wohl auch zur Kinderlehre in die Kirche schickte. Der Sally könne man auch nicht in allen ihren mannigfaltigen Regungen folgen und ihnen Gehör geben, das Kind habe zu lebhafte Gefühle

und noch zu wenig Unterscheidungsgabe, und wollte man ihr zuwillen werden, so hätte man bald das Haus voller Leopöldchen und anderer seltsamer Gestalten, die aber in der kürzesten Zeit wieder zum Haus hinaus, oder doch auf die Seite geschoben würden von derselben Sally, sobald sie sähe, daß die guten Leutchen nicht seien, was sie sich alles eingebildet hatte.

„Aber da muß ich nun doch Sally ein wenig in Schutz nehmen, lieber Mann", sagte hier die Mutter. „Es ist wohl wahr, sie hat sehr lebhafte Gefühle, die sie fast jedem Menschenkind entgegenträgt, auf das sie trifft; aber das finde ich nicht so verkehrt, denn wo sie Anklang und Antwort findet, da bleibt sie bei ihrem Gefühl und hat recht warm und ausdauernd lieb. Mit welcher Treue hängt sie doch an dem Kätheli von kleinauf! Ich will auch viel lieber, daß sie mit ihrem warmen Herzen durchs Leben gehe und in jedem Menschen einen Freund zu finden glaube, als daß sie teilnahmlos an den Menschen vorübergehe und keinen Sinn für Freundschaft habe, wenn sie dadurch auch manche Täuschung erleben und ihr manches harte Urteil zuteil werden wird."

„Das wird ihr beides werden, zur Genüge", sagte der Vater. „Wir wollen also in dieser Richtung das Unsere thun, ihr von diesen Dingen zu ersparen, was erspart werden kann."

So sah denn die Frau Pfarrerin ein, daß das Beste, was geschehen könne, sei, die Sally zu beruhigen und ihr zu erklären, daß sie in der Sache nun nichts thun könne, daß aber von einer andern Seite schon werde gesorgt werden.

Als es nun überall bekannt wurde, daß die fremde Frau gestorben sei, da gab es erstaunlich viel zu reden,

besonders bei den Mittelstücklern, in deren Mitte die Frau gewohnt hatte, sich aber nie hatte sehen lassen, was ihnen schon immer verdächtig vorgekommen war. Da nun keiner ein Wort davon wußte, wer sie gewesen war, so hatte jeder um so viel mehr darüber zu sagen, wer sie gewesen sein könnte, jedenfalls nichts Rechtes, darin waren sie alle einig, denn sonst hätte sie sich mehr mit ihnen eingelassen und hätte sich nicht so abgesondert. Als nun gar kein Verwandter sich zeigte und sie ohne alles Begleit begraben werden mußte, da kam erst recht eine Menge von Geschichten in Umlauf, die immer geheimnisvoller wurden, denn der Gemeindammann hatte gesagt, es sei gewiß eine Verbannte gewesen, und der Friedensrichter hatte hinzugesetzt, dann müsse sie ganz große politische Verbrechen begangen haben. Diese Geschichten brachte die Lisebeth nicht ungern auch vor den Herrn Pfarrer und seine Frau, denn den Ärger über die Sammethöschen hatte sie nicht verwinden können, er kam ihr immer wieder obenauf. Die Frau Pfarrerin schüttelte abweisend den Kopf und untersagte der Lisebeth, solche Geschichten weiter zu erzählen. Der Herr Pfarrer sagte: „Etwas Ungerades muß da gewesen sein, aber nun liegt die Frau begraben, und nun wollen wir nicht mehr davon sprechen.“

Nur allein die alte Mariann stand allen anderen entgegen und sagte ihnen ins Gesicht, es sei eine Ungerechtigkeit und Bosheit, so zu reden, wie sie thäten; niemand habe die Frau gekannt von ihnen, sonst wüßten sie, daß nichts Böses an ihr gewesen sei, sondern daß sie ein Engel gewesen sei an Güte und Sanftmut und liebreichem Wesen. Und wenn sie schon so vornehm ausgesehen habe, wie eine Fürstin, so sei sie mit geringen Leuten, wie sie selbst sei, ganz anders

freundlich gewesen, als manche Mittelstücklerin sei, die in zerrissenen Strümpfen herumlaufe. Wenn man aber die Mariann fragte, ob sie denn die Frau recht gekannt habe und wer sie denn gewesen sei, und warum kein einziger Verwandter ihr nachfrage, obschon man den Todesfall in alle Blätter eingerückt habe, da konnte sie auch nichts weiter sagen, denn sie wußte nichts. So sagten einzelne boshafte Leute, die Mariann werde ihren Profit davon haben. Den hatte sie aber nicht und hatte ihn auch nie gesucht. Ihren kleinen Zins hatte die Frau zum voraus für den Monat bezahlt, der war nun auch eben zu Ende, es war der Monat August gewesen. Als nun, gleich nach dem Begräbnis der Frau, die Vorgesetzten kamen und nachsahen, was die Hinterlassenschaft sei, die das Söhnchen anzutreten habe, da fand es sich, daß gar nichts da war, das der Frau angehört hatte, als das Klavier und ihr einziges Kleid von schwarzer Seide. Letzteres beschlossen die Vorsteher der Mariann zu geben, da sie der Hingeschiedenen noch alle letzten Dienste erwiesen und sie in ihr letztes Ruhebett gelegt hatte. Das Kleid war einmal sehr schön gewesen, denn der Stoff war schwer und kostbar, doch sah es jetzt sehr abgetragen aus. Dennoch dachte Mariann: „Das ist viel zu schön für mich; tragen will ich's nicht, aber es ist mir eine liebe Erinnerung“, denn nur in diesem einen Kleide hatte sie die Frau gesehen. Als aber noch beraten wurde, was mit dem Klavier geschehen sollte, da kam eben der Kronenwirt von Unterholz mit einem leeren Wagen angefahren und holte das Klavier, die Betten, den Tisch und die zwei Sessel ab, denn das war alles zur Miete bei ihm genommen worden, die Miete aber ordentlich vorausbezahlt, bis auf diesen Zeitpunkt. So blieb dem kleinen Erick gar nichts weiter,

als das Sammetkleidchen, das er auf seinem Leibe trug. Nun ging das Beraten an, was mit dem Knäblein anzufangen sei, und es wurden einige Vorschläge gemacht, wie es am besten unterzubringen sei. Da trat aber die Mariann vor und sagte, sie wolle das Büblein bei sich behalten, so lange sie noch da sei; in drei Wochen ziehe sie dann fort zu ihrem Vetter nach dem Eichwald hinunter, denn ihr Häuschen sei schon so gut wie verkauft. Über diesen Vorschlag waren die Vorsteher froh; bis in drei Wochen konnte sich vieles zeigen und vorderhand war gesorgt für das Waislein. So gingen sie befriedigt auseinander. Die Mariann nahm den Erick, der die ganze Zeit in einer Ecke gestanden und seine großen Augen auf die Männer geheftet hatte, bei der Hand und sagte: „Komm mit mir, Büblein, in dieser leeren Stube kannst du nicht mehr sein“, und führte ihn in ihre enge Wohnung hinauf.

Kapitel VI.

Ein verlornes Lied.

Als Erick an dem Morgen erwacht war, da seine Mutter still und bleich auf ihrem Bette lag, da war Mariann, die sein Erwachen abgewartet hatte, zu ihm herangetreten und hatte ihm gesagt: „Sieh, Erick, die Mutter ist diese Nacht in den Himmel gegangen und jetzt ist es ihr sehr

wohl und sie sieht auf dich herab, ob du auch gut und brav bleibst, daß du auch einmal zu ihr kommst."

Erst hatte Erick ganz ruhig geantwortet: „Ja, ich weiß; die Mutter hat es mir gesagt, daß es so komme." Als er dann aber zu seiner Mutter herantrat und sie so lange, lange und gar nicht mehr die Augen aufschlug, da setzte er sich auf seinen Schemel an ihr Bett und weinte ganz still. So lange die Mutter noch da lag, war er nicht von ihr wegzubringen, und als sie nun hinausgetragen wurde, da setzte er sich an die Stelle, wo sie immer gesessen hatte, und ging den ganzen Tag nicht davon weg. Er war aber ganz still, und wenn er auch weinte, so that er es ganz leise, man hörte keinen Ton von ihm. Am Tag, nachdem die Vorsteher dagewesen waren und die Mariann den Erick aus der leeren Stube zu sich hinaufgenommen hatte, dachte sie, das Beste sei gewiß, wenn er nun wieder in die Schule gehe und mit den Kindern zusammenkomme, daß er wieder froh und ein wenig laut unter ihnen werden könne, denn das leise Weinen kam der Mariann noch viel trauriger vor, als wenn er ein wenig Lärm gemacht hätte. So sagte sie ihm denn an jenem Morgen, sie meine, wenn er nun wieder in die Schule gehen würde, so wär' es recht. Augenblicklich gehorchte Erick, nahm seine Bücher hervor, packte sie ein und machte sich auf den Weg. So ging es denn weiter Tag für Tag, und nach und nach kam es der Mariann vor, Erick werde nun wieder mehr und mehr, wie er gewesen war; doch war das sonnig-helle, fröhliche Gesichtchen, das er gehabt hatte, noch nicht wieder da, und es war wie etwas Scheues in sein Wesen gekommen, das man vorher nie an ihm gesehen hatte, als wäre eine sichere, starke Mauer, die ihn rings umgeben und geschützt hätte,

vor ihm niedergefallen, und er machte zum erstenmal seine Augen auf für die Dinge und Menschen, die um ihn waren und ihm fremd vorkamen. Die sichere Mauer war die große Liebe seiner Mutter gewesen, die ihn überall umgeben hatte. —

Es waren nun wohl vierzehn Tage vergangen, seit Erick wieder zur Schule gekommen war. Wenn der Unterricht zu Ende war, so hatte er nie abgewartet, bis die Schar der Schüler aus dem Mittelstück sich zusammengesellt hatte, um lärmend den Heimweg anzutreten, sondern er war gleich fortgelaufen und hatte den langen Weg immer ganz allein zurückgelegt. Kam er so nachhaus' am Abend, da fand er seine Tasse Milch und sein Stück Brot auf dem Tisch für ihn bereit, wenn die alte Mariann nicht selbst zuhause war und es ihm reichte. Dann sagte sie wohl: „Geh noch ein wenig hinaus zu den Kindern, Erick, es thut dir gut, und deine Aufgaben kannst du schon noch machen.“ Erick war dann immer hinuntergegangen bis zur Hecke vor dem Häuschen; dort war er stehen geblieben und hatte zugeschaut, wie da und dort die Kinder herumrannten und allerlei Spiele machten, aber er war nie zu ihnen hingegangen.

So stand er auch heute an der Hecke und schaute mit erstaunten Augen auf die frisch abgemähte Wiese hinüber, wo die Schar der schulpflichtigen Mittelstückler sich mit Fangspielen ergötzten und diese unter einem unausgesetzten, furchtbaren Geschrei ausführten. Jetzt rannte der große Churi dem Kätheli nach, und da dieses wußte, welche saftigen Schläge von diesen dicken Händen auf seinen Rücken fallen würden, sollte es gefangen werden, so stürzte es ohne Rücksicht über den Weg, ins Feld, gegen die Hecke, rannte fast den Erick um und sprang ins Gärtchen der Mariann

hinein. In dem Augenblick nun hätte der heranstürzende Churi das atemlose Kätheli fast erwischt; aber ganz behende schoß Erick vor, machte seine beiden Arme weit auf und hielt so den Churi auf, bis das Kätheli wie ein Pfeil um das Häuschen herum und wieder zur Wiese zurück geschossen war, wo es, am sichern Ziel angekommen, sich ausruhen und nicht mehr gefangen werden konnte.

Churi brummte: „Laß du mich ein ander Mal gehen, oder —“; damit machte er dem Erick eine Faust und lief davon, denn er hoffte, das Kätheli doch noch zu erwischen. Als dieses sich nun am Ziel ein wenig ausgeruht hatte, kam es wieder zurückgelaufen, denn es hatte den Ritterdienst des Erick wohl empfunden und war ihm sehr dankbar. Darum konnte es ihn nicht so allein dort stehen sehen; es lief zu ihm heran und sagte aufmunternd: „Komm, mach auch mit, du mußt nicht immer so allein gehen, das ist langweilig.“

„Nein“, gab Erick zurück, „ich kann nicht mitmachen, ich will nicht so furchtbar schreien.“

„Das kannst du nur bleiben lassen, es gehört nicht zum Spiel, komm nur!“ und damit nahm Kätheli den Erick fest bei der Hand und zog ihn mit sich fort.

Erick spielte nun wirklich mit, und nun er einmal angefangen hatte, war er ganz dabei. Man hatte das Fangen aufgegeben und nun wurde das Ringspiel in Gang gesetzt. Die Kinder hatten einen großen Kreis gebildet und hielten sich alle fest bei den Händen. In der Mitte des Kreises stand der Ausgeschlossene. Der mußte unversehens auf irgendeine Hand schlagen und dann entstand ein Wettrennen um den Kreis herum, wer zuerst den offenen Platz im Kreise gewinne. Im größten Eifer wurde das Spiel

fortgesetzt; aber plötzlich mittendrin riß sich Erick auf beiden Seiten los und rannte weg, so daß eine große Störung entstand.

„Den wollen wir nicht mehr!" rief der Churi geärgert aus; „der darf gar nicht mehr mitmachen."

„Freilich darf er", behauptete Kätheli fest; „vielleicht hat ihn nur eine Wespe gestochen und vielleicht macht man das Spiel in der Weise da, wo er früher daheim war. Wenn er wiederkommt, kann er da bei mir eintreten; jetzt wollen wir weiter machen."

So geschah es; gleich waren alle Mitspielenden wieder mit größtem Eifer am Werke, und Erick war vergessen.

Nicht weit von dem Spielplatze stand ein blinder Mann mit einer Drehorgel und spielte seine Melodieen. Als Erick die ersten Töne davon vernommen hatte, da hatte er sich losgerissen und war weggelaufen. Nun stand er in einiger Entfernung von dem Manne und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit auf alle die Weisen. Als der Mann aufbrach, ging Erick still dem Häuschen zu, und als ihn die Mariann kommen sah, sagte sie bei sich: „Jetzt hab' ich gehofft, die Kinder machen ihn wieder lustig und nun sieht er mir trauriger aus als vorher." —

Von da an schaute das Kätheli jeden Abend, wenn die Spiele begannen, nach, ob der Erick an der Hecke stehe, und wenn er da stand, holte es ihn herbei. Erick machte nun immer mit, und oft sah er ganz vergnügt aus, wenn er so mitten im Spieleifer war; aber fast jedesmal geschah ganz dasselbe, wie am ersten Abend. Mitten im Spiel brach Erick plötzlich ab, lief davon und kam nicht wieder. Einmal war eine Schar wandernder Gesellen vorbeigezogen, die hatten laut und fröhlich ihre Wander-

lieder gesungen, eins nach dem andern —, weg war der Erick und weit, weit hin ging er immer still hinter den Gesellen drein und hörte zu. Einmal waren Trompetenstöße von fern erklungen — denn ein Mittelstückler war bei der Musik im Militär und übte nun seine Märsche ein —: sofort hatte Erick alles abgebrochen und eilte in der Richtung der Töne davon.

Einmal hatte ein Knabe mit einer Handharmonika sich dem Spielplatz genähert, Erick war eben am Suchen der Verborgenen; aber da half kein Drohen und kein Bitten, er suchte nicht weiter. Er hatte sich vor den Knaben hingestellt, ihm zuzuhören; da blieb er stehen und rührte sich nicht mehr.

Churi wollte in seinem Verstecke bersten vor Zorn, daß Erick nicht weiter suche, und zwar sich halb tot suche, bevor er sein ungeahntes Versteck auffinden würde, denn der Churi war bis in den Wipfel des Birnbaums geklettert, der auf dem Platze stand, und von da konnte er dann sofort die Unthätigkeit des Erick und sein hartnäckiges Dabeibleiben deutlich übersehen. Auch dem Kätheli war es zu viel geworden heute, denn in dem hintern Teil des Geißenstalls, wo es hineingekrochen war, fühlte es sich unerreichbar sicher, und nun merkte es auf einmal, daß da gar nicht mehr gesucht wurde, und der Grund davon kam ihm gleich in den Sinn. Es kroch wieder hervor mit vieler Mühe und allerhand Spuren auf seinem Röckchen von dem Aufenthaltsort, in dem es ganz zusammengeduckt hatte verweilen müssen, und rannte auf den Erick zu, der unbeweglich dastand.

„Ich möchte doch nur wissen, was du hast“, rief Kätheli ihm entgegen. „Jeden Abend, wenn wir am besten

dran sind, so läufst du auf einmal fort wie ein Has, oder dann stehst du da wie eine Bildsäule und lässest alles gehen. So geht's aber nicht! Komm jetzt und such uns! Aber wart, ich muß mich erst wieder verbergen."

Eben waren die letzten Töne der Harmonika verschollen, und der Knabe war weggegangen. Erick atmete tief auf und sagte: „Ich kann nicht mehr mitmachen, ich muß heimgehen."

Er kehrte sich ab und ging. Aber das verdroß das Kätheli; es lief hinter ihm her und redete ihm immer zornig zu von hinten: „Das ist nicht schön von dir, Erick; das hättest du nicht zu thun gebraucht. Du hast uns jetzt schon vier- oder fünfmal das Spiel über den Haufen geworfen; das ist denn gewiß nicht schön von dir, oder meinst du etwa, es sei schön?"

Sie waren jetzt beim Häuschen der Mariann angekommen. Erick stand still an der Hecke und kehrte sich um. Ganz freundlich sagte er: „Sei nicht bös, Kätheli, sieh, ich muß es immer so machen."

„Ja warum denn? So erkläre mir jetzt, was du dann machst und warum du einem alles verderben mußt", forderte Kätheli ziemlich empfindlich, denn es konnte noch nicht verschmerzen, daß es das unvergleichliche Versteck im Geißenstall ganz vergebens erklommen hatte.

„Ich will dir's sagen, Kätheli, denn du mußt nicht meinen, daß ich dir mit Fleiß alles verderbe, ich habe nur nicht daran gedacht", sagte Erick entschuldigend. „Siehst du, es giebt ein schönes Lied, das hat meine Mutter immer gesungen und auch noch am letzten Tage, und das Lied hörte ich so gern wieder! Aber kein Mensch singt es, und ich kann zuhören, wo ich will, so hör' ich nur ganz

andere Sachen. O wenn ich nur das Lied noch einmal hörte!"

Jetzt sah Kätheli, wie Ericks Augen sich mit großen Thränen füllten; augenblicklich verwandelte sich sein Ärger in große Teilnahme.

„Deswegen mußt du nicht so traurig sein, ich kann dir schon helfen", sagte es diensteifrig; „ich kann so viele Lieder; sage nur, wie deines heißt, so will ich dir's auf der Stelle singen."

„Ich besinne mich immer darauf, aber ich kann die Worte nicht mehr zusammenfinden; aber wie die Melodie anfängt, weiß ich noch gut; glaubst du, du könnest das Lied erraten, wenn ich sie singe?"

„Ja natürlich, sing nur zu", mahnte Kätheli zuversichtlich.

Erick sang eine Linie, und dann noch eine und noch ein wenig dazu, dann konnte er nicht mehr weiter. Kätheli schüttelte ganz verwundert den Kopf.

„Das Lied hab' ich nie gehört, aber vielleicht singen wir's nur ein wenig anders, ich finde es schon noch. Sag nur, wovon es handelt, von Menschen oder Tieren?"

„Gleich im Anfang von Blumen und schönen grünen Bäumen, weißt du, mit den prächtigen Zweigen und —"

„Sei nur still, ich weiß schon alles", unterbrach ihn Kätheli; „jetzt will ich dir's singen."

Und mit fester Stimme und vollen Tönen sang das Kätheli ernsthaft:

„Drei Rosen im Garten,
Drei Tannen im Wald,
Im Sommer ist's lieblich,
Im Winter ist's kalt."

„Ist's das?“ fragte es jetzt in voller Zuversicht, daß es so sein müsse. Aber Erick schüttelte sehr bestimmt den Kopf und sagte: „Nein, nein, das ist's nicht, da ist gar keine Ähnlichkeit zwischen dem, was du singst, und dem Liede.“

Kätheli mußte sich sehr verwundern. „Da sind doch die Blumen und die Bäume darin vorgekommen“, meinte es, „oder weißt du etwa selbst nicht mehr recht, wie das Lied geht, Erick?“

„Doch, doch, gewiß“, versicherte dieser. „Siehst du, zuerst ist es ein großes Fest, wo sie alle kommen mit vielen Blumen und grünen Kränzen und sie hinwerfen, weil ein großer Herr kommt und —“

„Etwa ein Graf“, unterbrach Kätheli.

„Vielleicht.“

„O jetzt weiß ich's schon! Hättest du das mit dem Grafen nur gleich zuerst gesagt: jetzt gieb nur acht!“

Und wieder sang Kätheli in vollen Tönen:

„Ich stand auf hohen Bergen
Und sah ins tiefe Thal,
Sah ich ein Schifflein schwimmen,
Darin drei Grafen waren.

Jetzt, Erick?“

Aber Erick schüttelte noch stärker den Kopf und sagte traurig: „Gar nicht! Gar nicht! Nun ist das Lied vielleicht ganz verloren und kein Mensch weiß es mehr!“

„Jetzt weiß ich noch ein Mittel“, sagte das hilfreiche Kätheli, dem Ericks Leid zu Herzen ging. „Es ist freilich ein wenig spät, aber ich kann's schon noch machen.“

Damit lief es in Sprüngen davon, und erstaunt schaute ihm Erick nach, wo es wohl das Lied suchen wollte.

In einer Viertelstunde hatte Kätheli in ununterbrochenem

Rennen den Fuß des Hügels erreicht, auf dem das Pfarrhaus stand. Oben auf der Gartenmauer stand Ritz und schaute aus, was etwa noch begegnen möchte in der kurzen Zeit, die ihm noch blieb vor dem Rückzug ins Nachtquartier.

Geh, Ritz, hol die Sally heraus, aber hurtig", rief ihm Kätheli von unten herauf zu.

Das war dem Ritz eben recht, denn er hoffte, da sei noch etwas Besonderes los. Noch ehe Kätheli ganz oben war, hatte er Sally schon zur Stelle gebracht.

Atemlos teilte ihr Kätheli sein Anliegen mit und erwartete sicher, daß Sally, die ja so viele Lieder wisse, ihm auf der Stelle zu dem gesuchten verhelfen werde. Aber es ging nicht so, sondern es gab eine ziemlich lange Verhandlung, denn zuerst wollte Sally doch recht wissen, was in dem Liede stehen müsse, ob es lustig sei, oder traurig und dann fing sie an zu raten und zu probieren, ob es dieses sein könnte, oder jenes, aber keines paßte recht zu der Vorschrift, und auf einmal sprang Kätheli auf und rief: „Es läutet die Betglocke, ich muß heim, gewiß ist der Vater vor mir beim Abendessen und schmält. Ich hatte aber auch gemeint, du wüßtest das viel geschwinder, Sally, nur so ein einfaches Lied! Besinne dich noch und bring mir's morgen in die Schule, aber sicher, weißt du, sonst wird der Erick wieder so traurig; gut' Nacht!"

Das Kätheli schoß davon und Sally ging nachdenklich ins Haus hinein. Gleich darauf wurde Licht gemacht in der Wohnstube, wo Mutter und Tante am Tische saßen und nun auch der Vater sich niederließ. Edi hatte schon längst mit seinem Buch gepaßt, ob es Licht werde im Zimmer, denn die Mutter hatte ihm verboten, am Fenster in der

Dämmerung weiter zu lesen; Ritz setzte sich hin, um seufzend eine verschobene Rechnungsaufgabe fertig zu bringen. Jetzt trat auch Sally in die Stube; unter jedem Arm trug sie vier oder fünf Bücher von verschiedenstem Format; keuchend schleppte sie die unbequeme Last herbei.

„Ach um alles in der Welt“, rief die Tante erschrocken aus, „nun will die Sally auch noch eine Geschichtsforscherin werden!“

„Nein, nein“, wehrte Sally, „aber laßt mir nur ein wenig Platz, ich muß durchaus etwas suchen.“

Sie setzte sich auch gleich hinter ihren Bücherhaufen und begann emsig ihre Arbeit. Sie blieb aber nicht lange ungestört, der ungewöhnliche Vorrat an Lesestoff, den Sally zu ihrer Arbeit herbeigeschafft hatte, zog aller Blicke auf sich, und auf einmal sagte der Vater, der eine Weile still über seine große Zeitung hinausgeschaut hatte: „Mir scheint, Sally, als sähe ich ein Buch in deiner Hand, das wenig für dich paßt; woher kommst du mit dem Nibelungenlied?“

„Eben wollte ich sagen“, fiel die Mutter ein, „was in aller Welt willst du denn mit den Kriegsliedern von Ernst Moritz Arndt thun?“

Sally hatte auf allen Tischen und Gestellen alles mitgenommen, was ihr eine Liedersammlung zu sein schien; diese beiden Bücher hatte sie beim Vater gefunden und erklärte nun, daß sie Ericks verlorenes Lied suchen müsse, und was Kätheli darüber berichtet hatte, was darin stehen sollte.

„Aha“, sagte Edi und kicherte ein wenig, „darum hast du das Heft dort vom Klavier genommen! Da kann sich der Erick schon freuen über die Lieder, die du ihm daraus mitteilst.“

Er hielt das Heft der Schwester hin und verfolgte mit dem Zeigefinger nachdrücklich die Worte des Titelblattes: „Lieder ohne Worte“.

Sally dachte nicht immer so gründlich nach, wie ihr Bruder. Sie hatte im Eifer ihres Vorhabens angenommen, das sei eine besondere Art von Liedern, und schaute nun ein wenig verblüfft auf das Heft, in dem lauter schwarze Noten zu sehen waren. Auch bei Ritz war nun das Interesse an der Sache rege geworden. Er hatte auch eines der Bücher erfaßt und las jetzt mit ziemlicher Anstrengung: „Geharnischte Sonette von —“

„Was, auch auf meinem Tisch hast du herumrumort, Sally?“ unterbrach ihn die Tante lebhaft. „Es ist doch arg mit euch! Überhaupt solltet ihr schon alle drei zu Bette sein; es ist die höchste Zeit, packt nun zusammen.“

Aber diesmal zeigte sich Sally ungewöhnlich widerspenstig. Sie behauptete, sie könne nicht schlafen, die ganze Nacht nicht, wenn sie das Lied nicht gefunden habe, sie müsse es dem Kätheli bringen, sie habe es versprochen, und Sally kam in eine solche Aufregung hinein vor Angst, sie komme nicht zu ihrem Ziel, daß sich die Mutter ins Mittel legte. Sie erklärte dem Kinde, daß das alles nicht die Bücher seien, da ein solches Lied gefunden werde, und daß die Angaben, die Kätheli gemacht, viel zu unsicher seien, um überhaupt ein Lied zu finden. Sally könne erst einmal selbst den Erick fragen, was er noch von seinem Liede wisse, und dann wollten sie zusammen sehen, ob sie es finden können; denn sie wolle ja auch gern dem armen Knaben die Erinnerung an das Lied seiner Mutter gönnen. Diese Worte beruhigten nun die Sally, und so packte sie

willig ihre Bücher zusammen und brachte jedes wieder an seinen Ort.

Kapitel VII.

Erick kommt ins Kriegsheer und dann noch irgendwohin.

Der sonnige September war unterdessen herangekommen, und überall lachten die Äpfel und Birnen von den Bäumen herunter, und jeden Morgen sah man den Herrn Präsidenten von Oberholz der sonnigen Halde zuschreiten, an welcher er einen jungen Weinberg angelegt hatte, wo lauter rötliche, süße Elsässer Trauben wuchsen. Die Halde lag dem Thale zu, wohl eine halbe Stunde unterhalb Oberholz, aber dem Herrn Präsidenten war der Weg nicht zu weit, um so häufig dem Wachstum seiner Trauben nachzusehen, denn sie waren von einer besonders köstlichen Art. Auch der Friedensrichter, Käthelis Vater, hatte ein Stück Rebland auf jener Seite, aber von viel geringerer Art, und wenn er etwa hinging, um zu sehen, ob auch die Trauben reif würden dies Jahr, und dann regelmäßig auch den Herrn Präsidenten traf, dann sagte er gewöhnlich, auf dessen Weinberg hinweisend: „Ein Prachtsgewächs!“

Und der Herr Präsident antwortete: „Das mein' ich. Und es soll auch damit dies Jahr nicht gehen, wie im letzten, sie sollen mir nur kommen!“ Und damit hob er den Zeigefinger sehr bedrohlich in die Höhe.

„Wenn man nur einmal einen von der Bande zu fassen bekäme“ — bemerkte der Friedensrichter —, „daß man dann ein Exempel aufstellen könnte, wie es den bösen Buben allen gehen sollte.“

„Dafür ist gesorgt, Friedensrichter“, entgegnete der andere bedeutungsvoll; „der Frechste von ihnen wird das Andenken an die süßen Trauben manche Woche mit sich herumtragen und deutlich gezeichnet sein.“

In dieser Weise hatte das Gespräch sich schon mehrmals wiederholt, denn beide Männer hatten ein Hauptinteresse an dem Gegenstand. Aber bald hatten sie alsdann zu noch wichtigeren Dingen überzugehen, denn da ereigneten sich immer allerlei besondere Dinge in den drei Gemeinden.

Eben jetzt waren auch die sämtlichen Bewohner aller drei Orte in großer Spannung und Erwartung um einer Sache willen, die so viel zu reden gab, daß man fast nicht mehr Zeit fand, seinen täglichen Geschäften nachzugehen, denn so etwas war noch nie vorgekommen. Die Oberholzer hatten eine Orgel in ihre Kirche gekauft und am nächstfolgenden Sonntag sollte sie eingeweiht werden.

Auch im Mittelstück fand ein Ereignis statt. Die alte Mariann war am Zusammenpacken, sie wollte nach dem Eichwald hinunterziehen, denn ihr Häuschen konnte sie nicht mehr behalten, ihre Arbeit war nicht mehr so, daß sie damit alle Kosten decken konnte, und hinten im Eichwald hatte sie einen alten Vetter, der war froh, wenn sie zu ihm kam. Nun handelte es sich darum, wohin der kleine Fremde kommen solle, den sie bis jetzt bei sich behalten hatte. Noch wollte sie den Sonntag abwarten und der Orgeleinweihung beiwohnen, am Montag wollte sie ihr Häuschen verlassen.

Auch für die Schuljugend gab der herannahende Festtag eine Veranlassung zu vielen und lauten Besprechungen. Es hatten sich zwei Parteien gebildet, die kirchliche und die unkirchliche, denn die einen wollten den Orgelsonntag, wie sie den Festtag nun um der Kürze willen bezeichneten, auch in der Kirche mitfeiern und die Orgel spielen hören, aber die anderen wollten nichts davon wissen und behaupteten, am Nachmittag müsse man doch in die Kinderlehre gehen, und zweimal in die Kirche zu gehen sei zu viel, und die Hauptsache am Orgelsonntag sei, daß allenthalben Frauen herumsitzen mit großen Körben voller Kuchen und ungewöhnlichem Backwerk; diese müsse man hauptsächlich aufsuchen. Besonders die Mittelstückler stimmten gegen die Morgenkirche. Nur der große Churi stimmte hartnäckig für die Kirche zum Erstaunen aller. Er hatte es durchgesetzt, daß der große, längst vorbereitete Kampftag auf den Orgelsonntag festgesetzt wurde, obschon viele Stimmen dagegen waren und auch jetzt noch einige sich hören ließen, die eine andere Zeit bequemer fanden, da an dem Festtage sonst viel zu sehen und zu hören sei. Aber der Churi wurde ganz wild, wenn einer nur ein Wörtlein gegen seinen Plan sagte, und man durfte ihn jetzt nicht bös machen, denn er allein konnte so viele Soldaten in Ordnung halten, wie er jetzt unter sich hatte, und so nur konnte man den Sieg erringen. Die Mittelstückler hatten sich nämlich zu den Unterholzern geschlagen gegen die Oberholzer, und so waren sie eine große Armee. Die Oberholzer machten nun erneuerte große Anstrengungen, um den Edi als Anführer zu gewinnen, denn gegenüber der ungeheuern Feindesmacht konnte nur ein tief durchdachter Feldzugsplan und ein kriegskundiger Feldherr sie retten, und beides konnte nur Edi her-

stellen. Aber er blieb standhaft, obschon es ihn fast erwürgte, denn alle leuchtenden Beispiele des kleinen Griechenheeres gegen unabsehbare Perserscharen stiegen jetzt in ihm auf, und alle mußte er niederschlucken, denn er kannte die Abneigung seines Vaters gegen solche Kriegsthaten und dann noch dazu am Orgelsonntag.

Churi hatte verordnet, seine Scharen sollten sich alle am Freitag vor dem Orgelsonntag im Mittelstück zusammenfinden, daß er alles anordnen könne.

So kam denn auf der großen Wiese das ganze Heer an dem bestimmten Abend zusammen und es ging ein unbeschreiblicher Lärm los. Aber der große Churi konnte alle überrufen und erklärte jetzt die Tagesordnung: Erst würden alle in die Kirche gehen und er würde während der Zeit mit seinen Offizieren gehen und auskundschaften, wo der beste Platz zu ihrem Feldlager und zur Schlacht sei.

„So so!“ rief ihm ein kleiner Kerl aus der Schar zu; „darum warst du so fürs Kirchengehen, daß du draußen machen könnest, was du willst, Churi!“

Dieser rief erbost: „Das muß so sein um der Ordnung willen; wenn ihr nicht wollt, so laßt es sein, die Oberholzer werden euch schon den Lohn dafür geben.“

Die Drohung wirkte, und es ging alles, wie es der Churi haben wollte.

Da nach der Orgelweihe am Morgen dann so bald Essenszeit sein würde, so sollte erst nachher das ganze Heer zusammenkommen, und am Morgen nur Churi mit seinen Offizieren ausziehen und alle Plätze und Stellungen ordnen. So hatte er es gewollt. Die Offiziere, die er selbst ausgewählt hatte, waren seine guten Freunde, die allerverwahrlosesten Mittelstückler, die man nur finden konnte.

Schon vor dem Jahr um diese Zeit war er mit diesen in den Weinberg des Herrn Präsidenten eingebrochen und hatte ihm seine schönen Elsässer Trauben sämtlich weggeholt. Dasselbe gedachte er nun mit seinen Vertrauten wieder zu thun, denn man hatte nie herausgebracht, wer die That begangen hatte, obschon man sich alle Mühe gegeben hatte in allen drei Gemeinden, und das hatte Churi und seine Genossen sehr ermutigt. Er wußte aber, wie diesmal der Herr Präsident auf seiner Hut war, und kannte auch ganz gut seine täglichen Gänge und daß am Nachmittag auch die Frau Präsidentin meistens noch in den Weinberg hinaus spazierte und am Abend öfters beide zusammen, so daß man den ganzen Tag da nicht sicher war vor ihnen. Aber am Orgelsonntag, da war niemand draußen, dessen war Churi gewiß; darum hatte er alles so angeordnet, denn wenn es dann auch eine Untersuchung geben würde, so waren eben alle die vielen Unterholzer auch da herum gewesen und die Thäter würden nie herausgefunden werden.

Jetzt stoben die Scharen auseinander, hierhin und dorthin und auf alle Seiten. Um die versammelten Kriegsleute hatte sich noch eine Menge von Zuschauern eingefunden, die sämtlichen Kinder vom Mittelstück bis zum zweiten Jahr hinunter, allen voran das Kätheli, das überall zuerst auf dem Platz war, wo es etwas zu sehen oder zu hören gab. Als es die Wiese verließ, sah es den Erick an der Hecke stehen, der schon lange dagestanden und sich von ferne das Gewühl angesehen hatte. Kätheli lief zu ihm hin. „Das giebt eine Schlacht wie noch nie“, rief es ihm bewundernd zu. „Willst du nicht auch mitmachen, Erick?“

„Nein“, entgegnete er trocken.

„Warum denn nicht?“

„Weil sie thun, wie es mir nicht gefällt.“

„Nicht? Du bist doch ein eigener Bub, du gehst immer allein. Weißt du schon, wohin du am Montag kommst, wenn die Mariann fortgeht?“

„Nein.“

„Du kommst auf die Gant, mein Vater hat's gesagt.“

„Was ist die Gant“, fragte Erick jetzt, aufmerksamer auf Käthelis Worte horchend.

„Da sind viele Leute in einer Stube und bieten auf dich, und wer am wenigsten bietet, der bekommt dich.“

„Das ist dumm“, sagte Erick.

„Warum denn?“

„Weil sie doch mehr Geld bekämen, wenn sie mich dem gäben, der am meisten bietet.“

„Ach, das hast du nicht recht verstanden! Du wirst ja nicht verkauft, im Gegenteil, wer dich bekommt, der bekommt noch Geld dazu, siehst du wohl?“

„Wer giebt ihm das Geld?“

„Ja, das ist nicht so jemand, wie du meinst“, erklärte Kätheli; „siehst du, da ist eine Kasse, da ist Geld drin für die armen Leute und die Elenden und die Heimatlosen.“

Erick wurde dunkelrot.

„Ich gehe nicht auf die Gant“, sagte er trotzig.

„Ja, ja, Erick, man kann nicht nur so auswählen; bevor man konfirmiert ist, muß man folgen. Wenn du nicht folgen willst, nimmt dich nur einer auf den Arm und trägt dich auf die Gant.“

Nachdem Kätheli den Erick auf diese Weise belehrt hatte, bot es ihm eine gute Nacht und ging seiner Wege.

Erick blieb auf demselben Flecke stehen und rührte sich nicht. Er war jetzt kreideweiß geworden, und aus seinen blauen Augen blickte ein Ausdruck von Trotz und Entrüstung, der noch nie auf diesem sonnigen Gesichtchen gesehen worden war. So stand Erick noch auf derselben Stelle, als Churi auf seinem Heimwege an ihm vorbeikam.

„Man hat dich böse gemacht, Sammethösli? Ich habe dich noch nie so gesehen", rief dieser aus und stand still an der Hecke.

Er erhielt keine Antwort.

„Komm du nur mit uns in die Schlacht und hau drein, das macht dir schon leichter."

Erick schüttelte verneinend den Kopf.

„Sei doch nicht so duckmäuserig und sag etwas. Der Bub, der dich bös gemacht hat, wird wohl auch auf dem Platz sein, dann kannst du gerad' auf den los."

„Es ist kein Bub", brummte Erick.

„So, was denn, etwa das Kätheli?"

„Ich will nicht auf die Gant", fuhr jetzt Erick heraus und seine blauen Augen blitzten wie noch nie.

„So, ist's nur das, das ist ja gar nichts!" meinte der Churi. „Komm du nur mit uns, so vergissest du die Gant auf der Stelle. Oder fürchtest du dich vor den Prügeln, du feiner Sammethösli? Weißt du was, ich wüßte ein Ämtlein für dich, das würde dir schon gefallen."

Dem Churi war ein Gedanke aufgestiegen: er hatte etwas gehört davon, daß es in den Reben des Präsidenten nicht recht sicher sei, und die anderen wußten auch etwas

davon, so daß er dachte, es werde keiner vorangehen wollen, und er selbst wollte auch lieber einen andern probieren lassen, ob etwa eine Falle gelegt sei, in die der Vordermann hineinfallen würde, während die anderen dann gewarnt wären. Zu diesem Posten paßte ihm der Erick vortrefflich.

„Nu, willst du?“ drängte er den schweigenden Erick.

Aber dieser schüttelte wieder verneinend den Kopf.

„Und wenn ich dir helfe, daß du nicht auf die Gant mußt, willst du dann?“

„Wie kannst du das?“ fragte Erick zweifelnd.

„Sobald ich nur will, kann ich das!“ prahlte Churi. „Weißt du denn nicht, daß mein Vater Weibel ist? Der kommt in alle Häuser den ganzen Berg entlang, bis weit über Unterholz hinaus, und kennt alle Leute und kann dich versorgen, wo er will. Du kannst nur sagen, was du thun willst: Kühe hüten, Briefe vertragen, kleine Kinder im Wagen herumstoßen, was du am liebsten willst.“

Erick hatte noch nie lügen gehört, das kannte er gar nicht. Er glaubte Wort für Wort, was der aufschneiderische Churi ihm sagte. Einen Augenblick besann er sich noch, dann sagte er: „Was müßte ich thun dafür?“

„Etwas, das du selber so lustig finden wirst, wie du noch nichts erfahren hast. Du kannst mit mir und den Offizieren ausziehen, am Morgen schon; du bist dann der Kundschafter und gehst immer voran, um zu sehen, ob das Land sicher ist und wo wir am besten unser Lager aufschlagen und die Schlacht liefern können. Aber das sag' ich dir, folgen mußt du mir. Ich bin der Feldherr, und wenn du mir nicht pünktlich thun willst, was ich sage, so kommst du schlecht weg. Zuerst gehen wir durch einen Rebberg — —“

„Da kann man keine Schlacht liefern und auch nicht lagern“, fiel Erick ein.

„Das ist gleich“, fuhr Churi fort; „hör du zu, was ich dir sage. Du mußt dort durchgehen und keinen Lärm machen, hörst du? und nicht fortlaufen, oder —“

Churi hob sehr drohend seine Faust in die Höhe.

„Du darfst auch vorher niemandem sagen, wo wir durchgehen, hörst du?“

„Ich komme nicht mit“, sagte Erick.

„So geh du auf die Gant, das ist das Beste für dich; jetzt geh' ich, schlaf wohl!“

Der Churi blieb aber gleichwohl noch stehen. Dem Erick stieg wieder das Blut in die Wangen. Einen Augenblick noch zögerte er, dann fragte er: „Kann ich sicher dahin kommen, wo ich Briefe vertragen soll, wenn ich mitmache?“

„Freilich kannst du“, murrte Churi.

„So will ich mitmachen.“

„So schlag ein, daß es gilt!“

Churi hielt seine Hand hin und Erick schlug ein. Churi hielt die Hand fest: „Am Sonntag um 7 Uhr bist du dort unter dem Apfelbaum auf der Wiese, sag: ich verspreche!“

„Ich verspreche“, sagte Erick.

Churi ließ die Hand los, sagte „Gut' Nacht!“ und verschwand hinter dem Häuschen. —

Die Tagesereignisse verbreiteten sich stets mit wunderbarer Schnelligkeit durch die Schulen der drei Gemeinden. Am folgenden Abend, am Sonnabend vor dem Orgelsonntag, wußten schon alle Kinder in ganz Ober- und Unterholz und voran im Mittelstück, daß der stille Erick

auf einmal zu den Raufern gehöre, daß er nicht nur die ganze Sonntagsschlacht mitmachen, sondern mit den ärgsten Raufbolden, mit dem Churi und seinen Genossen, schon am Morgen vor der Kirche ausziehen werde.

Sally kam mit verweinten Augen zum Abendessen, Kätheli hatte ihr alles berichtet. Daß nun der feine Erick, den sie so gern in ihr Haus und in ihre Freundschaft aufgenommen hätte, dem groben und bösen Churi in die Hände gefallen war und von diesem nun vielleicht ganz verdorben und zu allem Schlechten verführt würde, das drückte ihr fast das Herz ab. Sie war im Nachmittag nach der einsamen Bank an der Gartenmauer geschlichen und hatte da geweint bis zum Abendessen, denn trotz allen Nachsinnens hatte sie gar keinen Weg finden können, wie sie den Erick der schlechten Gesellschaft entreißen könnte. Edi machte auch ein Gesicht, als lebe er nur von Kummer und Verdruß, und sein innerer Grimm stachelte ihn zu bösen Reden, denn kaum saß er am Tisch, so schaute er zu Sally hinüber und sagte: „Du kannst dann morgen die blauen Beulen zählen, die dein Freund Erick heimträgt, wenn er schon am Morgen vor der Kirche anfängt und dazu unter dem Churi dient."

Es hätte nicht so viel gebraucht, um Sally losbrechen zu machen. „Ja, ja, Edi", rief sie halb schluchzend, halb drohend hinüber, „du würdest am liebsten heut' Abend schon anfangen und morgen den ganzen Tag fortsäbeln, wenn du nur dürftest und dir's der Papa nicht verboten hätte."

Edi wurde sehr rot, denn es kam ihm in den Sinn, wie lange er nach einem Beispiel gesucht hatte, nach welchem er mitmachen und doch vor dem Vater bestehen könnte.

Der Vater schaute ihn ernstlich an und sagte: „Edi, Edi, sei mir nur kein Pharisäer. Für den Knaben Erick

ist es freilich ein böses Zeichen, daß er die Rauferei mitmacht und dazu sich noch zu den allerschlimmsten Gesellen hält. Deswegen, meine liebe Sally, brauchst du aber deine Kartoffeln nicht so unfreundlich auf dem Teller hin- und herzustoßen, als ob sie an allem Unheil schuld wären; iß du sie friedlich zu Ende."

Aber Sally brachte nichts mehr hinunter.

Als bald darauf Edi in seinem Bette lag, holte er einen tiefen Seufzer und sagte: „Nun ist ja doch alles aus für mich, so will ich mich doch noch auf etwas freuen, das morgen kommt, weil es Sonntag ist; weißt du, was es da giebt, Ritz?"

„Kinderlehre."

„Ach, das meine ich ja nicht, ich meine etwas Lustiges."

„Daß sie wieder aus ist."

„Nein, das meine ich auch nicht, ich meine etwas, das man sehen kann und in der Hand halten, ich meine Ap—"

„Ablaß", ergänzte Ritz ganz erfreut.

„Ach Ritz, ich meine ja Apfelkuchen, aber du rätst immer so kuriose Sachen, und dann habe ich dir ja gesagt, daß es das jetzt nicht mehr giebt", erklärte Edi, um so ärgerlicher, da er den Gegenstand eben jetzt so gut hätte brauchen können.

„Und weißt du, Edi", antwortete Ritz, in seinen eigenen Gedanken fortfahrend, „morgen kann Sally schon wieder nichts essen, weil der Erick die Beulen bekommt, da bekommen wir auch noch ihren Teil aufzuessen, das macht drei Stück für jeden."

Damit legte sich Ritz fröhlich aufs Ohr und schlief ein.

Kapitel VIII.

Wie es am Orgelsonntag geht.

Schon früh am Morgen, lange vor Beginn des Gottesdienstes um 9 Uhr, zogen große Scharen von Menschen gegen Oberholz hin, denn die neue Orgel wollte jedermann hören, und es war ein prächtiger Sonntag, da ging jeder um so lieber in die Kirche von Oberholz. Die Frauen trugen alle ein paar schöne Blumen auf dem Gesangbuch, und wenn sie auf dem Platz vor der Kirche angekommen waren, standen sie still und begrüßten einander gegenseitig und standen so in allerlei Unterhaltung pflegenden Gruppen vor der Kirche herum. Nach und nach kamen auch die Männer herzu und machten es ebenso.

Der Herr Präsident stand ein wenig nebenan mit dem Friedensrichter, sie waren in ein eifriges Gespräch vertieft, worin viel Bedrohliches vorkam, denn der Herr Präsident hob zu öfteren Malen den Zeigefinger in die Höhe und schwenkte ihn längere Zeit in der Luft herum.

Das Kätheli stand dicht neben seinem Vater und spitzte die Ohren.

Jetzt fing es an zu läuten, und gleich darauf traten die Frau Pfarrerin und Sally aus der Hausthür, hinter ihnen ganz andächtig Edi und Ritz, die Gesangbücher unter dem Arm. Sie standen alle still nach einigen Schritten, sichtlich, um den Herrn Pfarrer abzuwarten. Jetzt lief die alte Küstersfrau zur Frau Pfarrerin hin, sie hatte dieser immer etwas zu berichten, sobald sie ihrer habhaft werden

konnte. Diesen Umstand benutzte das Kätheli schnell; wie ein Pfeil schoß es von seinem Vater weg und auf Sally zu, zog diese rasch auf die Seite und schwatzte mit der größten Schnelligkeit in ihr Ohr hinein: „Denk, was ich jetzt weiß, Sally. Gestern Abend sagte mir des Nachbars Rudi, der auch zu Churis Offizieren gehört, es sei gar nicht nur wegen der Schlacht, daß sie schon am Morgen fortwollen, sondern sie gehen in den Rebberg des Herrn Präsidenten und nehmen ihm seine frühen Trauben, und Churi habe den Erick überredet, mitzukommen, weil er ihn vorausschicken wolle durch den Rebberg, weil etwa eine Falle könnte gelegt sein; da würde dann natürlich der Erick hineinfallen, und die anderen könnten dann schön nebenausgehen und ihnen hätte es nichts gethan. Aber denk nur, was jetzt gerade der Herr Präsident dem Vater erzählt hat: er hat in dem Fußweg, der durch die Reben geht, etwas einlegen lassen, das sieht man gar nicht; aber wenn einer darauftritt, so geht es los und er hat einen Schuß im Gesicht und wird ganz verbrannt und man kennt ihn sein Lebtag nicht mehr, so wird er zugerichtet. Denk nur, jetzt werden dem Erick seine Locken ganz abgebrannt und sein artiges Gesicht wird so verschossen, daß man ihn gar nicht mehr erkennen kann."

Sally war schneeweiß geworden vor Schrecken.

„Komm schnell, Kätheli", sagte sie drängend, „wir wollen ihnen nachlaufen und dem Erick alles sagen, komm!"

„Es ist ja viel zu spät, was meinst du denn", gab Kätheli zurück, „sie sind ja am Morgen früh schon fort, Erick ist jetzt schon verbrannt."

Jetzt trat der Herr Pfarrer aus der Thür. Die Mutter wandte sich und nahm Sally bei der Hand, die noch zurückzubleiben versuchte; Kätheli ging der Kirche zu, und Sally

wußte, nun mußte auch sie hinein; aber vor Schrecken und Leid konnte sie fast nicht gehen, und wie sie nun drinnen auf ihrer Bank saß, da sah und hörte sie gar nichts von dem ganzen Orgelfeste, denn sie sah immerfort den entstellten Erick vor sich, wie er draußen in dem Weinberg saß und wimmerte, und die Thränen kamen ihr so reichlich, daß sie gar nicht mehr aufschauen konnte. —

Churi und seine Leute hatten sich zur bestimmten Zeit versammelt, auch Erick hatte sein Wort gehalten und war auf dem Platz. Obschon sich die Genossen nun ziemlich bald auf den Weg machten, so trafen sie doch schon vereinzelte Kirchgänger an auf ihrem Wege nach Oberholz, denn viele Leute wollten auf dem Gange auch gleich sehen, wie überall alles im Feld und in den Äckern stehe, und so mußten sie beizeiten fort.

Nun hatte aber der Churi seinen Offizieren befohlen, es müsse jeder einen Korb mitnehmen, denn zum Essen der Trauben vorweg war keine Zeit, sondern sie sollten nur schnell abgeschnitten und in die Körbe geworfen werden, dann würde man sich in den Wald an einen sichern Ort begeben und sie dort in Ruhe verspeisen. Mit den Körben bewaffnet, sahen aber die Offiziere ein wenig verdächtig aus; das fand Churi selbst und ordnete nun an, als sie bei Oberholz ankamen, daß sich seine Leute mit ihm hinter einer Scheune verbergen sollten, bis alle Kirchgänger in die Kirche eingetreten und die Wege sicher wären. Schon zweimal hatte Erick gefragt, wozu man Körbe brauche auf einem Kriegsmarsch; er hatte aber keine Antwort bekommen. Wie die Krieger nun hinter den Strohwellen versteckt saßen und Zeit zum Fragen und Antworten hatten, da fragte Erick wieder: „Was soll denn in diese Körbe kommen?“

„Trauben, wenn du's denn wissen willst!“ herrschte ihn Churi an, „und du wirst sie wohl auch gut finden, wenn wir sie nur erst einmal erwischt haben.“

Nachdem die Glocken verklungen waren und ringsum alles still geworden war, gebot Churi, daß aufgebrochen werde.

„Aber daß ihr leise thut bei der Kirche vorbei, hört ihr's?“ befahl er; „denn da stehen nun die Thüren noch offen.“

Volle, helle Orgeltöne klangen durch die geöffneten Thüren den Knaben entgegen, als sie sich leise der Kirche nahten, und jetzt mit einemmal fiel die ganze Gemeinde ein und sang im lauten Chor:

„Wie soll ich dich empfangen
Und wie begegn' ich dir?
O aller Welt Verlangen
O meiner Seelen Zier!“

Wie ein Blitz schoß Erick aus der Mitte seiner Begleiter weg zur Thür hin und in die Kirche hinein.

Churi wurde weiß vor Schrecken; er glaubte nicht anders, als daß der Erick da hineinschieße, um sie zu verraten vor der ganzen Gemeinde und den bezweckten Traubendiebstahl öffentlich anzuzeigen. Augenblicklich machte er Kehrum und lief davon wie ein Rasender, denn schon glaubte er, die halbe Gemeinde sei ihm auf den Fersen, da er ganze Scharen hinter sich hertrotten hörte. Es waren aber seine Genossen, die ihm in höchster Eile nachrannten, denn da sie den tapfern Churi dergestalt fliehen sahen, dachten sie, die Gefahr sei groß, und jagten in immer ärgeren Sprüngen hinter ihm her.

Erick war mitten in eine Menge von Leuten hineingerannt, die alle im Gang der Kirche standen, weil keine Plätze mehr auf den Bänken waren, um sich zu setzen, so voll war die Kirche. Jetzt brauste der Gesang mit der Orgelbegleitung wie ein hoher Strom weiter durch die Kirche hin:

„Dein Zion streut dir Palmen
Und grüne Zweige hin,
Ich aber will in Psalmen
Ermuntern meinen Sinn.
Mein Herze soll dir grünen
Zu stetem Lob und Preis
Und deinem Namen dienen,
So gut es kann und weiß."

In atemlosen Lauschen stand Erick, denn es war das Lied seiner Mutter. Er zitterte an allen Gliedern, und große Thränen liefen ihm die Wangen hinunter. Eine Frau, die in der Nähe saß, bemerkte das zitternde Büblein; sie zog es mitleidig zu sich heran und machte ihm ein wenig Platz, daß es niedersitzen konnte.

Der Gesang hatte nun aufgehört und der Herr Pfarrer begann zu predigen. Während der Zeit erholte sich Erick von dem starken Eindruck, der ihn ganz überwältigt hatte, als er auf einmal in so gewaltigen Tönen sein verlorenes Lied wieder hörte. Er schaute nun um sich und sah, daß er ganz fest eingeklemmt war und sich nicht regen konnte, denn auf die Bank hatten sich noch zwei Frauen hingedrängt, und nachher stand der ganze Gang voller Menschen, ganz dicht an einander aufgestellt. So saß denn Erick mäuschenstill und regte sich nicht, bis die ganze Predigt und das Gebet zu Ende waren. Da ertönten noch einmal die

hellen Orgelklänge, und wieder fiel die Gemeinde ein und sang:

„Ich lag in schweren Banden,
Du kommst und machst mich los;
Ich stand in Spott und Schanden,
Du kommst und machst mich groß
Und hebst mich hoch zu Ehren
Und schenkst mir großes Gut,
Das sich nicht läßt verzehren
Wie Erdenreichtum thut.“

Das hatte die Mutter zu allerletzt gesungen. Erick sah sie vor sich, wie sie an dem Abend noch bei ihm am Klavier gesessen und so liebevoll zu ihm geredet, und dann am Morgen so still und bleich dagelegen hatte. Er legte seinen Kopf, in seine Arme vergraben, auf die Banklehne und schluchzte zum Erbarmen. Die Leute drängten sich an ihm vorbei, und hie und da sagte eine Frau zu der andern: „Das arme Büblein hat auch niemand mehr“, und dann gingen sie hinaus.

Der Herr Pfarrer hatte von der Kanzel herab den Erick in die Kirche hereinrennen gesehen. Er schaute jetzt nach jener Seite hin und bemerkte wieder den kleinen Jungen, wie er auf der verlassenen Bank allein da saß, den Kopf auf die Arme gelegt. Jetzt schritt der Herr Pfarrer hinter den letzten Kirchgängern her jener Seite zu. Er trat in die Bank herein, legte seine Hand auf Ericks Schulter und fragte freundlich: „Warum weinst du so sehr, mein Junge?“

„Weil — weil — weil sie der Mutter Lied gesungen haben“, schluchzte Erick.

„Wie heißest du?“ fragte wieder der Herr Pfarrer.

„Erick Dorn“, war die Antwort.

Nun wußte der Herr Pfarrer, woran er war. Er nahm den Knaben väterlich bei der Hand, zog ihn von der Bank herunter und sagte: „Komm mit mir!“

Im Pfarrhof stand die Mutter mit den drei Kindern und wartete auf des Vaters Heimkunft, wie jeden Sonntag geschah. Sally hatte noch kein Wort geredet, seit sie die Kirche verlassen hatte; jetzt drängte sie sich an die Mutter heran und sagte ganz aufgeregt: „Bitte, bitte, Mama, darf ich auf der Stelle zum Kätheli gehen? ich muß etwas mit ihm reden, gewiß ich muß.“

Sally hatte steif und fest im Sinn, in den Weinberg hinauszugehen und Erick zu suchen, aber sie wußte keinen Weg, Kätheli sollte mit. Aber die Mutter wehrte Sallys Drängen und sagte: „Du weißt ja, daß wir gleich zu Mittag essen, und der Vater erlaubt solches Fortlaufen am Sonntag nicht. Dort kommt er ja schon; wer ist der kleine Junge, den er an der Hand führt?“

Sally that einen lauten Freudenschrei und sprang davon.

„O Erick, bist du ganz unverbrannt?“ rief sie außer sich vor Freude, als sie nun den Jungen mit unversehrten Locken und hellen Augen vor sich sah.

„Ja gewiß“, sagte Erick, indem er höflich sein Käppchen abnahm und ihr die Hand bot, ein wenig verwundert, denn er wußte nicht, wo er sich hätte brennen sollen. Sie nahm ihn schnell bei der Hand, und so kamen die drei der verwunderten Mutter entgegen, die aber bei Ericks Anblick sogleich erriet, wer der feine Knabe im Sammetjäckchen war. Sie grüßte ihn sehr liebevoll und streichelte ihm die verweinten Augen und die geröteten Wangen. Sally hätte ihn gern gleich gefragt, wie alles gegangen sei, und ihn

zum Erzählen gedrängt; aber als sie sah, wie sehr er mußte geweint haben, scheute sie sich und hielt ihn nur still bei der Hand. Auch Edi und Ritz bemerkten sogleich die starken Thränenspuren und begrüßten ihn ganz zahm und leise.

Der Herr Pfarrer verließ nun die Seinigen, um in seine Stube einzutreten, und die Mutter nahm seinen Platz ein und führte Erick, den Sally auf der andern Seite immer festhielt, die Treppe hinauf; Ritz und Edi folgten. Als die Lisebeth, die unter der Küchenthür stand, den Zug kommen sah und bemerkte, daß die Frau Pfarrerin den kleinen Fremden so zärtlich bei der Hand hielt, als wär' es ihr eigner kleiner Ritz, da machte die Lisebeth auf der Stelle die Küchenthür zu und brummte: „Das fehlte gerade noch!“

Bald nachher saß die ganze Familie am Mittagstisch, und hatte Sally gestern vor Leid nicht mehr essen können, so konnte sie heute vor Freude fast nichts hinunterbringen, nicht einmal den Apfelkuchen, was den Ritz sehr verwunderte. Er freute sich aber, daß der verweinte Erick auch davon bekam, denn er dachte, das sei ihm ein Trost.

Schon am Abend dieses Sonntags saß Erick mitten in der Pfarrfamilie am viereckigen Wohnstubentisch so zutraulich und bekannt, als hätte er längst dahin gehört. Den ganzen Nachmittag war er ja von allen mit solcher Freundlichkeit behandelt worden, daß sein ganzes Herz, das an eine große Mutterliebe gewohnt gewesen war, ihm aufging und er sich so wohl fühlte, wie in all' den traurigen Tagen nie mehr, seit er jene Liebe hatte entbehren müssen. Sally wußte gar nicht, was sie alles thun sollte, um ihm Freude zu machen. Jetzt hatte sie das allerschönste Bilderbuch, das



II. Seite 84.

sie besaß, herbeigeholt, und Erick schaute mit ihr zusammen die schönen Bilder an, die sie ihm eifrig erklärte, ganz strahlend vor Vergnügen, daß nun doch geworden war, was sie völlig verloren glaubte, daß der Erick so mitten unter ihnen als naher Freund im Hause war und dazu die Nacht da bleiben sollte, denn das hatte der Vater gleich angeordnet.

Edi saß über seinem Geschichtsbuch, und Ritz hatte ein eigenes Buch vor sich, schaute aber darüber hinaus und hörte der Sally zu. Jetzt hob Edi seinen Kopf empor, er mußte auf etwas Besonderes gestoßen sein.

„Papa", sagte er, „jetzt weiß ich ganz bestimmt, was ich werden will: ein Schiffskapitän; so kann ich die Erde umsegeln, denn ich muß diese Länder einmal alle sehen, wo das alles vorgegangen ist."

„So, ich dachte, du werdest Geschichtsprofessor", bemerkte der Vater, von der Neuigkeit nicht sehr bewegt.

„Das will ich auch werden", sagte Ritz, „ich will auch auf Schiffen umherfahren."

„Nein, siehst du, Ritz, zwei Brüder müssen nicht dasselbe werden, sonst kommen sie einander in den Weg", belehrte ihn Edi.

„So will ich ein Seeräuber werden, die fahren auch auf den Schiffen", tröstete sich Ritz.

„Das wollen wir doch nicht hoffen", sagte der Vater hinter seinem Kirchenblatt.

„Und weißt du, Ritz, was ich dir einmal erzählt habe von Julius Cäsar?" erinnerte Edi. „Wenn ich dich nun so erwischte, dann müßte ich dich umbringen lassen."

„Nein, das will ich nicht! Aber was kann man denn noch werden mit Schiffen?" fragte Ritz kläglich, denn wenn

Edi einen Gedanken ausgesprochen hatte, so blieb er gewöhnlich bei Ritz unumstößlich fest sitzen.

„Man kann auch etwas ganz Gutes werden ohne Schiffe, mein lieber Ritz", tröstete nun die Mutter, „und das ist viel sicherer, da bleibt man auf dem festen Erdboden dabei, und ich rate dir, da zu bleiben. Und was will denn unser Erick werden; hat er auch schon darüber nachgedacht?"

„Ich muß ein Ehrenmann werden", antwortete Erick unverzüglich.

„Ist kein Beruf", belehrte Edi.

Aber der Vater legte sein Blatt nieder, und sagte dem Knaben zunickend: „Das ist recht, Erick, geh du auf das Ziel los: erst und vor allem ein Ehrenmann; nachher ist jeder Beruf recht."

Nun stand die Mutter auf, denn es war Zeit, zu Bett zu gehen. Edi und Ritz nahmen den Erick in ihre Mitte und marschierten so mit ihm vor der Mutter her, um ihn in sein Kämmerchen zu geleiten, das neben ihrer Schlafstube lag, so daß man zwischen beiden die Thür offen stehen lassen konnte, wobei der Vorteil war, daß nun auch Erick zu den nächtlichen Gesprächen konnte hinzugezogen werden; des freuten sich Ritz und Edi besonders.

So endete ganz friedlich der Orgelsonntag, der so kriegerisch begonnen hatte.

Kapitel IX.

Ein Geheimnis, das gehalten wird.

Als am folgenden Morgen die Pfarrfamilie am Frühstück saß, verordnete der Vater, daß Erick nicht mit den anderen dreien zur Schule gehen sollte, da er ja nach Unterholz in die Schule gehörte; dorthin wäre es aber nun zu weit zu gehen. Wenn die anderen drei fort wären, dann sollte Erick zu ihm auf seine Stube kommen. So geschah es denn, und als nun Erick in die Studierstube hereintrat, wies ihm der Herr Pfarrer einen Sessel an und sagte: „Jetzt setz dich hier vor mich hin" — denn er selbst saß auf dem großen Sofa — „und sieh mir in die Augen und erzähl mir alles von Anfang an und genau, was gestern vorgegangen ist und was ihr zu thun im Sinne hattet, denn ich habe allerlei gehört."

Erick schaute mit seinen klaren, blauen Augen ganz stramm den Herrn Pfarrer an und erzählte von Anfang an alles: wie er sollte auf die Gant kommen und nicht wollte, was ihm Churi versprochen hatte und wie er dann mitgegangen war und auch noch, wie die anderen alle große Körbe mitgebracht hatten, um Trauben hineinzuthun, doch wußte er nicht wo.

Der Herr Pfarrer aber wußte nun alles, denn Sally hatte schon berichtet, wie der Herr Präsident seine Traubendiebe wieder erwarte und wie er sie empfangen wollte, und es war nun ganz klar, was man immer vermutet hatte, daß schon im vorigen Jahre die Schar der Mittel-

stückler unter Churis Anführung den Weinberg geplündert hatte.

„Erick“, sagte nun der Herr Pfarrer ernst, „du willst ein Ehrenmann werden und es ist dir Ernst damit, soweit du's verstehst, das habe ich dir angesehen; aber das ist nicht der Weg, der dich dahin führt. Sieh, das kannst du verstehen, daß du dich zu einer Gesellschaft von Buben gehalten hast, die auf keinen guten Wegen gehen; denn am Sonntag, während die Glocken zur Kirche läuten, so wild herumzustreichen und sich vor den rechten Leuten hinter die Scheunen verbergen zu müssen, das hast du nicht von deiner Mutter gelernt, nicht wahr, Erick?“

Erick hatte seine offenen Augen niederschlagen müssen, und leise antwortete er: „Nein.“

„Es giebt aber noch etwas Schlimmeres, wenn man sich zu den bösen Buben hält“, fuhr der Herr Pfarrer fort; „man kommt durch sie oft dahin, wo man nie hätte hinkommen wollen. Sieh, wenn du nicht davor wärest bewahrt worden durch das Lied deiner Mutter, das du hörtest, so wärest du mit den anderen als ein Dieb in einem Weinberg ertappt und bestraft worden. Nun, Erick, wenn deine Mutter das hätte hören müssen!“

Erick war dunkelrot geworden. Eine Zeit lang schwieg er in sichtlicher Angst und Betroffenheit, dann sagte er zaghaft: „Kann ich nun kein Ehrenmann mehr werden?“

„Doch, Erick“, sagte der Herr Pfarrer nun freundlich, „das kannst du. Du weißt nun, auf welchem Wege man es nicht wird; denk daran und halte dich von schlimmen Genossen fern, und nun will ich dir sagen, wie du ein Ehrenmann werden kannst. Erinnerst du dich, wie der Vers im Liede deiner Mutter heißt, der so anfängt:

‚Dein Zion streut dir Palmen
Und grüne Zweige hin,
Ich aber will in Psalmen
Ermuntern meinen Sinn‘ —?“

Augenblicklich fuhr Erick fort:

„Mein Herze soll dir grünen
Zu stetem Lob und Preis
Und deinem Namen dienen,
So gut es kann und weiß.“

„So, Erick, dies Wort mußt du nie vergessen. Wenn du alle deine Thaten vor den lieben Gott bringst und vor Ihm zusiehst, ob du auch damit

Seinem Namen dienest,
So gut du kannst und weißt,

dann wirst du ein rechter Ehrenmann. Willst du daran denken, Erick?“

„Ja, ich will“, versprach Erick freudig, und nun schaute er wieder ganz frei und offen zum Herrn Pfarrer auf.

„Und nun“, sagte dieser nach einer Weile, „noch etwas, Erick: hast du deinen Vater gekannt?“

„Nein.“

„Weißt du, ob er lebt, wo er ist?“

„Die Mutter sagte, der Vater sei nach Amerika gegangen, um großes Glück zu machen für sich und uns; er ist aber noch nicht wiedergekommen.“

„Kennst du andere Verwandte, Geschwister deiner Mutter oder nahe Freunde?“

„Nein.“

„Weißt du von gar niemandem, an den man sich wenden könnte, der sich deiner annehmen würde?

„O nein“, sagte Erick ganz ängstlich.

Aber der Herr Pfarrer legte ihm freundlich die Hand auf den Kopf und sagte: „Du mußt dich nicht ängstigen, mein Junge, es wird sich alles finden; du kannst jetzt gehen."

Erick stand auf; eine kleine Weile zögerte er, dann fragte er etwas zaghaft: „Muß ich jetzt gleich auf die Gant gehen? die Mariann ist gewiß fortgegangen."

„Nein, nein", entgegnete rasch der Herr Pfarrer, „dahin kommst du nicht, gar nicht; jetzt gehst du hinunter zur Mama, die wird dich vorläufig behalten."

Ericks Augen leuchteten vor Freude. Bis jetzt hatte er immer gedacht, aus dem fröhlichen Leben im Pfarrhaus weg gehe es auf einmal mit ihm auf die Gant, und nun war das drohende Schrecknis mit einemmal durchgewischt für immer.

Als Erick in die Stube trat, saß die alte Mariann bei der Frau Pfarrerin. Man hatte ihr am Abend vorher sagen lassen, daß Erick nicht heimkommen werde für die Nacht; aber ohne von ihm Abschied genommen zu haben, wäre Mariann nicht fortgegangen. Unter vielen Thränen sagte sie ihm nun Lebewohl, und auch dem Erick that es leid, daß die gute alte Mariann fortging; aber nun, da er im Pfarrhaus bleiben konnte, war es freilich anders für ihn, als wäre er ganz allein zurückgeblieben.

Kaum war die weinende Mariann aus der Hausthür getreten, so trat der stattliche Herr Präsident ein und ging mit festen Schritten auf die Studierstube los. Er hatte schon früh am Morgen auf seinem Gang in die Reben den Friedensrichter getroffen und von diesem den ganzen Vorgang von gestern vernommen, wie Erick den Traubendieben das Spiel verdorben und diese voller Schrecken bis weit

über die nächsten zwei Dörfer hinausgerannt seien, bevor sie nur bemerkten, daß keine Verfolger ihnen auf den Fersen waren, sondern nur die Bundesgenossen hinter einander herjagten. Das alles hatte Kätheli genau erfahren und berichtet. Der Herr Präsident war sehr zufrieden mit dem Verlauf der Sache, und da er den Erick als Retter seines Weinberges betrachtete, kam er nun zum Herrn Pfarrer, um mit ihm zu besprechen, was man etwa für das Waislein thun könnte.

Die Herren hielten eine lange Beratung, denn beiden war daran gelegen, das Passende zu finden; aber sie fanden es für einmal nicht so recht. Der Herr Präsident schlug vor, da das Büblein doch nicht so gar fest aussehe, es für ein weniger anstrengendes Handwerk heranzuziehen; er fand, am besten sei, das Büblein gleich beim Schneider zu verkostgelden, da komme es so im Heranwachsen und ohne Mühe in das Handwerk hinein und habe an des Schneiders eigenen Buben artige Kamerädlein, die zu ihm paßten, denn diese seien auch so sauber und pünktlich angezogen wie er selbst. Aber der Herr Pfarrer hatte andere Gedanken; er hatte eine gute Anstalt im Sinne, wo Erick sofort könnte versorgt und später zum Lehrer herangebildet werden. Dies war auch dem Herrn Präsidenten recht und er entfernte sich mit der Versicherung, er sei zu einem artigen Gäblein bereit, denn das Büblein habe ihm einen größeren Gefallen gethan, als es selber ermessen könnte, was der Herr Pfarrer bestätigte.

Als dieser später seiner Frau die Mitteilung dieser Verhandlungen machte, war sie nicht recht zufrieden; sie meinte, für eine Zeit könnten sie doch den verwaisten Erick bei sich behalten; am liebsten wollte sie ihn gar nicht mehr fort-

geben, denn sie hatte den lieblichen, zutraulichen Knaben schon sehr tief in ihr Herz eingeschlossen. Ihn ganz zu behalten, das ginge nicht an, bewies ihr nun der Herr Pfarrer, denn da wären so viele nähere Verpflichtungen für allerlei Verwandte, daß man den kleinen Fremden nicht in der Weise bevorzugen dürfte; auf den Wunsch seiner Frau aber, den Erick einige Wochen wenigstens im Hause zu behalten, ging er gern ein, man konnte ja den Eintritt in die Anstalt auf den Anfang des neuen Jahres verlegen. Als dieser Beschluß den Kindern mitgeteilt wurde, entstand ein großer Jubel, denn schon hatte Edi sich und dem Ritz eine ganze Menge von herrlichen Unternehmungen in den Kopf gesetzt, die nur zu dreien konnten ausgeführt werden, und Sally wußte auf der ganzen Welt nichts, das ihr eine solche Freude gemacht hätte, wie die war, daß sie nun Tag für Tag mit dem neuen Freunde zusammen sein konnte, denn er war in allen Stücken so, wie sie es nur wünschen konnte, und in vielen noch viel netter, als sie es sich je hätte vorstellen können von der Art eines Freundes, denn Erick hatte ein so feinfühlendes, zuvorkommendes Wesen und dazu eine so heitere Gemütsart, daß es der Sally war, als sei sie immer im Sonnenschein, wenn sie mit ihm zusammen war. Auch die Tante stimmte dem Entschlusse bei, den Knaben im Hause zu behalten, obschon sie zuerst eine Störung der Hausordnung vorausgesehen hatte, indem noch einer mehr bewirken würde, daß man am Abend noch länger zu keinem Abschluß käme. Aber als sie bemerkte, daß Erick immer gleich auf den ersten Wink aufschoß und that, was gewünscht wurde, so verwandelte sich ihre Befürchtung in die Hoffnung, daß man mit dem schnell bereiten Jungen ein wenig auf die anderen einwirken könnte, was sie

sehr für ihn einnahm. Nur einzig die Lisebeth beharrte in ihrem Widerwillen gegen den neuen Hausbewohner und maß ihn schweigend von oben bis unten, so weit der Sammet ging, wo immer sie ihn im Hause traf.

Erick war bald ganz daheim im Pfarrhause. Er ging nun mit den drei Kindern in dieselbe Schule, teilte Edis geschichtliche Interessen, so lange dieser ihn davon unterhielt, was auf jedem Gang zur Schule und daneben noch so häufig als möglich der Fall war, denn Edi fand große Lücken in der Geschichtskenntnis des neuen Freundes und fühlte sich berufen, sie auszufüllen. Auch war Erick ein aufmerksamer Zuhörer und that öfter Fragen, die den Edi zu neuen, tiefen Studien veranlaßten und ihn so lebhaft anregten, daß er fast keine anderen Gedanken mehr hatte als Rom und Karthago. Auch mit dem gemütlichen Ritz war Erick sehr gut Freund. Überallhin lief ihm der Kleine nach und sah ganz glücklich aus, wenn er ihn von fern entdeckte; dann stürzte er auf ihn los und war immer eines guten Empfanges und einer kurzweiligen Unterhaltung sicher, denn Erick war immer freundlich, stets gesprächig und in fröhlicher Stimmung und niemals in Geschichtsbücher vergraben, was den Ritz so oft bei Edi unglücklich machte. So war Ritz zu jeder Zeit, die er nicht in der Schule zubrachte, entweder mit Erick zusammen, oder auf dem Wege, ihn zu suchen, was ihm aber öfter längere Zeit kostete, denn die allernächsten Freunde waren doch Erick und Sally. Die beiden waren unzertrennlich. Es mußte auch eine große Übereinstimmung in ihren Naturanlagen herrschen, denn was das eine begehrte, das gefiel auch immer dem andern, und was dem einem zuwider war, das mochte auch das andere nicht, und etwas Schöneres kannten alle beide nicht,

als mit einander auszuziehen in den Wald hinauf, wo unter den alten Tannen die kleine Bank stand, und da hinzusitzen und sich alles zu erzählen, was sie nur wußten; oder auch an die schäumende Holzach hinunterzugehen und dort auf den Steinen am Ufer unter mannigfaltigen Gesprächen den forteilenden Wellen nachzusehen. Sie hatten sich auch immer so viel zu sagen. Erick erzählte von seiner Mutter und wie sie zusammen gelebt hatten und von ihrem schönen Gesang, und Sally wurde nie müde, immer wieder dasselbe zu hören und immer weiter zu fragen.

So saßen sie am sonnigen Samstag-Nachmittag in der ersten Oktoberwoche auf ihrer Bank unter den Tannen, und Sally hatte eben wieder ihre Fragen begonnen. Diesmal wollte sie wissen, warum die Mutter Erick nach Unterholz in die Schule geschickt habe und nicht nach Oberholz, wohin doch alle rechten Leute aus dem Mittelstück kommen, z. B. das Kätheli. Da erzählte ihr Erick, die Mutter habe Mariann darüber befragt, und als diese ihr alles erklärt hatte, daß viel weniger Kinder und meistens solche, die nicht so bekannt seien, nach Unterholz gehen, da hatte die Mutter gleich gewollt, daß er auch dahin gehe; „denn siehst du, Sally“, erklärte Erick, „wir mußten ganz allein und verborgen bleiben, bis ich ein Ehrenmann geworden war.“

„Aber warum denn, das versteh' ich gar nicht“, sagte Sally etwas ungeduldig. „Und dann nachher, wenn du dann ein Ehrenmann warst, was wolltest du dann thun damit, wenn du keinen Menschen kanntest?“

„Dir würde ich es schon sagen, Sally“, antwortete Erick ganz ernsthaft; „aber du müßtest mir versprechen, daß du es keinem Menschen sagen wolltest, niemals und wenn es noch viele Jahre dauerte.“

„Ja, ja, das will ich schon versprechen“, warf Sally schnell hin, denn sie war sehr begierig, das Geheimnis zu vernehmen.

„Nein, Sally, du mußt dich recht besinnen“, sagte Erick und hielt seine Hände auf den Rücken, um ihr Zeit zu lassen; „wenn du dann ganz entschlossen bist, daß du keinem Menschen ein einziges Wort sagen willst, so mußt du mir's fest in die Hand versprechen.“

Sally war durchaus entschlossen. „Gieb nur die Hand, Erick!“ drängte sie. „So, ich verspreche dir, daß ich keinem Menschen ein Wort sagen will von dem, was du mir erzählen willst.“

Jetzt fühlte sich Erick sicher.

„Siehst du, Sally“, fing er an, „in Dänemark ist ein großes, schönes Gut, mit einem prächtigen Rasenplatz vor dem Haus, wo man durch die großen Thüren aus dem Saal herausgeht, und mitten im Rasen liegen so schöne Blumenbeete ganz voller Rosen, und auf der andern Seite vom Haus geht es zu den großen, alten Eichen hinüber, da weiden die Pferde drunter, denn da sind so viele schöne Pferde, und gleich links vom Haus kommt man in den kleinen Wald hinein, da liegt ein Teich, ganz von den dichten Bäumen umgeben, und eine kleine Bank steht oben, und von da steigt man drei Stufen hinunter zu dem Schiffchen, das hat zwei Ruder, und da ist die Mutter am liebsten gesessen und hat auf dem Teich herumgerudert; denn siehst du, da wohnte meine Mutter, wie sie ein Kind war und noch später, und dort unten, wo der Rasen aufhört, da kommen die großen Ställe, wo die Pferde stehen, wenn sie nicht auf der Weide sind, und die Mutter hatte ein eigenes weißes Pferdchen, auf dem ritt sie herum mit

dem Großvater, oder mit dem alten Jack; o das war so schön! Aber dann war die Mutter einmal dem Großvater ungehorsam, denn sie wollte weit fortgehen mit meinem Vater, und das wollte der Großvater nicht leiden; sie ging aber doch und dann durfte sie nicht mehr zurück, und dann war alles aus."

Sally hatte in größter Spannung zugehört. Jetzt rief sie ausbrechend: „Ach Gott, wie schade! Das ist ja gerad' wie der Adam und die Eva im Paradies! Aber wo ist die Mutter hingegangen? Und wer ist denn jetzt auf dem schönen Gut?"

„Die Mutter ist dann weit fortgegangen nach Paris und dann noch an andere Orte, und zuletzt kamen wir nach dem Mittelstück, und auf dem Gut wohnt immer der Großvater."

„O, Erick, wir wollen auf der Stelle deinem Großvater einen Brief schreiben und ihn fragen, ob du jetzt wieder heimkommen kannst."

„O nein! o nein! das darf ich nicht thun", wehrte Erick; „ich darf gar nicht vor meinen Großvater hintreten, bis ich ein Ehrenmann geworden bin, daß ich zu ihm sagen darf: ‚Ich will deinem Namen keine Schande machen, Großvater, und die Mutter möchte durch mich gut machen, was sie dir Leides gethan hat!' Das habe ich der Mutter versprochen."

„Ach wie schade! Wie schade!" jammerte Sally. „Jetzt darfst du gar nie auf das schöne Gut, bis du ein Mann bist; das währt furchtbar lange, und dann mußt du im Winter fort zu ganz fremden Leuten in eine Anstalt. O wenn du doch auf das schöne Gut gehen könntest zum Großvater! Ist es gar nicht möglich, Erick? Kann dir niemand helfen?"

„Nein, das ist ganz unmöglich", sagte Erick völlig überzeugt; „aber jetzt, weil du alles weißt, will ich dir noch viel von dem Gut erzählen, denn ich weiß noch so viel, und ich habe so viel mit der Mutter davon geredet", und Erick erzählte fort und fort, bis sie wieder zuhause anlangten, wo sie beide den ganzen Abend lang sehr zerstreut waren, denn beide streiften immer noch mit ihren Gedanken weit weg auf dem großen Gut umher. Die Mutter blickte mehrmals bald das eine, bald das andere aufmerksam an, denn ihr entging keine besondere Erscheinung an ihren Kindern; sie sagte aber nichts. Als sie später mit den Kindern gebetet hatte und nun in ihrer Schlafstube stand, hörte sie, wie Sally im anstoßenden Kämmerchen nochmals laut und dringend zu Gott betete. Die Mutter mußte sich sehr verwundern. Was konnte das sonst so offene, mitteilsame Kind so sehr beschäftigen, wie es am heutigen Abend geschehen war, und es nun noch zu so flehentlichem Gebet antreiben, und es hatte kein Wort darüber zu ihr gesprochen? Hatte das Kind vielleicht einen heimlichen Kummer? Leise machte sie die Thür ein wenig auf und hörte nun, wie Sally mehrere Male hintereinander dringend betete: „Ach, lieber Gott, mach doch, daß der Erick auf das schöne Gut zu seinem Großvater kommt!"

Jetzt trat die Mutter zu Sally ein.

„Mein liebes Kind", sagte sie, „wofür hast du eben jetzt den lieben Gott gebeten; willst du mir's erklären?"

Aber Sally fing einen solchen Lärm an, daß die Mutter ganz erstaunt stehen blieb.

„Du hast's doch nicht gehört, du hast's doch nicht verstanden, Mutter?" rief das Kind ein Mal übers andere;

„du darfst es ja nicht wissen, kein Mensch darf es wissen, es ist ein großes Geheimnis.“

„Aber, liebes Kind, besänftige dich doch und höre mir ruhig zu“, mahnte freundlich die Mutter. „Ich habe gehört, daß du den lieben Gott um etwas für den Erick gebeten hast. Vielleicht können auch wir etwas thun für ihn; sage mir alles, was du weißt, es kann ja zu seinem Besten sein.“

„Nein! nein!“ rief Sally in höchster Aufregung. „Ich habe es ihm versprochen, ich will nichts sagen und ich weiß auch nichts, als was ich gebetet habe“, und Sally warf sich vor Aufregung auf das Kissen und fing an zu schluchzen.

Jetzt gebot ihr die Mutter, still zu werden und die Sache nun ruhen zu lassen; sie wolle auch nicht weiter nachfragen, noch davon reden; Sally solle nur thun, wie es ihr Bedürfnis wäre, und alles dem lieben Gott übergeben.

Bei sich aber stellte die Mutter zwei Dinge zusammen: Sie hatte, als die Mariann gekommen war, Abschied zu nehmen, an diese allerlei Fragen über Ericks Mutter und deren Verhältnisse gethan, auch ob ihr eigener Name der Mariann bekannt geworden sei. Diese wußte nicht viel zu sagen; ein einziges Mal hatte sie einen fremden Namen gesehen, aber nicht lesen können; es war, als Erick den ledernen Umschlag von der Mutter Testamentchen einmal wegnahm, da kam ein Name mit goldenen Buchstaben geschrieben zum Vorschein; dieses Testamentchen mußte Erick haben. Das kleine, schwarze Buch hatte denn die Frau Pfarrerin auch in Ericks Kasten liegen gesehen, hatte auch einmal den festen Umschlag weggenommen und hier in kleinen, feinen Goldbuchstaben die Worte geschrieben gefun-

den: „Hilda v. Vestentrop“. Sie nahm gleich an, dies sei der Name von Ericks Mutter; weiter wußte sie aber gar nichts. Nun hatte sie durch Sallys Gebet erfahren, daß Dänemark ihr Heimatland war und daß da noch ihr Vater leben mußte. Dies alles teilte sie nun noch an demselben Abend ihrem Manne mit und schlug vor, daß er sogleich an diesen Herrn nach Dänemark schreiben möchte. Der Herr Pfarrer legte sich weit zurück in seinen Lehnstuhl und schaute seine Frau in starrer Verwunderung an.

„Liebe Frau“, sagte er endlich, „kannst du wirklich vermuten, unter der Adresse ‚Vestentrop in Dänemark‘ könnte ich einen Brief absenden? Diese Adresse ist wohl für den lieben Gott genug, aber nicht für kurzsichtige Menschen.“

Aber die Frau Pfarrerin ließ nicht nach. Sie erinnerte ihren Mann daran, daß er ja ihren Landsmann, den Prediger an der französischen Gemeinde in Kopenhagen, kenne und daß dieser ihm vielleicht auf die Spur des Herrn v. Vestentrop verhelfen könnte; der letztere müsse ja ein Gutsbesitzer sein, und einen solchen müßte man doch ausfindig machen können. Und so lange und so eindringlich sprach die Frau Pfarrerin an ihren Mann heran und in ihn hinein, daß er sich schließlich hinsetzte und noch an demselben Abend zwei Briefe schrieb. Den einen überschrieb er: „An Herrn v. Vestentrop in Dänemark.“ Diesen schloß er in den zweiten ein und adressierte den an seinen Bekannten, den Pfarrer der französischen Gemeinde in Kopenhagen. Dann legte er den dicken Brief auf den Schreibtisch, daß ihn am Morgen früh die Lisebeth finde und auf die Post trage.

Kapitel X.

Es geschehen lauter überraschende Dinge.

Schon waren Wochen vergangen, seit Erick ein Bewohner des Pfarrhauses geworden war; aber noch hatte die Lisebeth ihren Sinn nicht geändert. Sie stand eben ganz breit in der Küchenthür, als Erick die Treppe heraufgerannt kam und eilig fragte: „Wo sind Ritz und Edi?“

Die Lisebeth maß ihn mit einem langen Blick und sagte: „Ich hätte gemeint, so einer in Sammet würde in einem fremden Hause die Namen anständiger aussprechen und könnte fragen: ‚Wo sind der Eduardli und der Moritzli?‘“

Erick schaute erschrocken zu der Lisebeth auf.

„Das habe ich gar nicht gewußt, daß man im Pfarrhaus so sagen soll; nun habe ich es gar nie gethan, es ist mir leid, jetzt will ich es gewiß immer thun“, versprach er zuversichtlich.

Das war nun der Lisebeth gar nicht recht; sie hatte fest geglaubt, er werde ihr antworten: „Das geht Euch nichts an“; darauf hatte sie auch schon eine passende Gegenrede vorbereitet. Nun antwortete er so manierlich, daß es sie ganz stellte, und wenn er nun wirklich sein Versprechen ausführte, so konnte die Frau Pfarrerin dahinterkommen, wie sie ihn geschulmeistert hatte, und das konnte ihr Unannehmlichkeiten zuziehen, denn sie wußte wohl, wie zärtlich jene mit dem Erick umging. Sie lenkte darum ein

und sagte: „Ja, siehst du, ich sage nur immer die Namen in anständiger Weise; mit dir ist es etwas anderes, du bist der Kamerad, und meinetwegen kannst du sagen, wie du willst.“

„Ich wollte gern noch etwas fragen, wenn ich dürfte“, sagte Erick und wartete höflich die Bewilligung ab.

Der Lisebeth gefiel diese manierliche Weise wohl und sie sagte ermunternd: „Ja, ja, frag nur zu, was du willst.“

„Ich wollte fragen, ob ich auch so, wie die anderen, nur ‚Lisebeth‘ sagen darf, oder ob ich etwa sagen sollte ‚Frau Lisebeth‘?“

Jetzt hatte Erick das ganze Herz der Lisebeth gewonnen, denn daß er empfand, welcher Titel ihr von Rechts wegen zukommen sollte, das zeigte ihr, was an dem Büblein war. Beschützend klopfte sie ihm auf die Schulter und auf das lockige Haar und sagte: „Sag du mir nur immer Lisebeth, und wenn du etwas zu fragen hast, so komm du nur immer zu mir heraus in die Küche, ich sage dir schon alles, was du wissen willst und — wart einen Augenblick!“ Damit kehrte sie um und fuhr ein wenig in der Küche herum; dann kam sie mit zwei prächtigen, hochroten Äpfeln heraus und drückte sie dem Erick in die Hände.

„O die schönen Äpfel! Danke vielmals, Lisebeth!“ rief er erfreut und lief nun den Gang hinaus.

Die Lisebeth schaute ihm nach mit einem Wohlgefallen, als wäre sie seine Großmutter, und halblaut sagte sie: „Nun komm mir einer und zeige mir drei schönere Büblein auf der ganzen Welt, als unsere drei sind.“ Mit dieser Herausforderung und dem stolzen Bewußtsein, daß keiner sie annehmen könne, kehrte sie an ihre Pfanne zurück.

So hatte Erick jedermann für sich gewonnen; nur einen gab es noch, der schaute ihn nie anders als von der Seite an und wie mit einem Blick des Grimms und mit rachsüchtigem Schnauben, denn wenige Tage nach dem Orgelsonntag hatte der Präsident den Churi zu sich beschieden, und der kühne Churi konnte vor Schrecken fast nicht stehen, als er nun so vor Gericht erscheinen mußte, denn er erwartete, die wohlverdiente Züchtigung von der kräftigen Hand des Herrn Präsidenten zu empfangen. Dieser zwickte den Buben aber nur ein wenig ins Ohr und sagte: „Churi! Churi! diesmal kommst du noch davon, besser als du's verdienst, denn ich weiß nun recht gut, wer letztes Jahr meine Elsässer Trauben geholt hat, und weiß auch, wer sie vor ein paar Tagen wieder hat holen wollen. Wenn mir von nun an nur ein einziges Träublein von den Elsässern wegkommt, so nehme ich dich dafür, und wie du dann wegkommst, wird dich wundern, denk dran! Jetzt geh!"

Das ließ sich Churi nicht zweimal sagen; er schoß davon, als gälte es, sein Leben zu retten; aber von da an brütete er Rache gegen den Erick, und wenn er ihn antraf, machte er ihm eine Faust und sagte: „Wart, wenn ich dich einmal erwische!" Aber bis jetzt hatte er Erick nie allein betroffen und hatte ihm noch nicht das Geringste zu Leid thun können; das erbitterte jedoch den Churi heimlich nur immer mehr. —

Nun war der Winter gekommen. Ganz Oberholz lag tief im Schnee und jedermann war von den Gedanken an Weihnacht und Neujahr erfüllt. In diesen Tagen machte der Herr Pfarrer einmal seiner Frau eine leise Andeutung, daß nun die Zeit nahe, da man an Ericks Versetzung in die Anstalt denken sollte, zu der ja der Herr Präsident auch

Hand bieten wollte. Aber die Frau Pfarrerin ließ ihn kaum seinen Satz vollenden vor Erregung, und unverzüglich erwiderte sie: „Wie kannst du nur daran denken! Erstens müssen wir doch die Antwort aus Dänemark abwarten, bevor wir irgendetwas thun; zweitens würde den Kindern allen die ganze Festzeit vollständig verdorben durch diese Nachricht; drittens können wir selbst, du und ich, uns von einem Kinde, das uns so lieb ist wie ein eigenes, nicht so plötzlich und unvorbereitet trennen — —"

„Viertens wird uns die Lisebeth sofort den Dienst kündigen", fuhr der Herr Pfarrer fort, „denn die ist jetzt die Ärgste von allen, was ich bemerken kann. Das ist sicher, liebe Frau, wäre dieses Bürschchen nicht von einer solchen Harmlosigkeit und einem so ausnahmsweise gutgearteten Wesen, so hättet ihr ihn schon lange verdorben, daß er nicht mehr zurecht käme, denn ihr Frauen verwöhnt ihn ganz erschrecklich."

„Es ist ja gerade dieses harmlose und so ausnahmsweise gutgeartete Wesen, das ihm alle Herzen gewinnt, daß man gar nicht anders kann, als ihn mit besonderer Liebe behandeln. Vor Ostern kann doch von einer Entfernung Ericks keine Rede sein, und bis dahin kann noch vieles geschehen, lieber Mann."

„Ja wohl", bestätigte dieser; „nur eine Antwort aus Dänemark wirst du umsonst erhoffen, in dieser Adresse ging die Harmlosigkeit etwas zu weit."

Aber die Frau Pfarrerin war zufrieden, daß eine neue Frist bewilligt war, und hoffte weiter. —

Der Winter verstrich, Ostern nahte, es kam keine Antwort. Diesmal kam die Frau Pfarrerin ihrem Manne zuvor. Als kurz vor Ostern ein verspäteter Aprilfrost ein-

trat, erklärte sie ihm eines Morgens, dies Jahr seien doch noch neue Winterumhüllungen für die Kinder insgesamt zu verfertigen, und bevor an Ericks Weggehen zu denken sei, müsse doch irgendetwas auf den Sommer für ihn zurechtgemacht werden; sein gutes Sammetkleid sehe zwar immer sehr zierlich aus und werde noch lange halten, aber es wäre ja sein einziges, und für den hohen Sommer müßte durchaus noch ein anderes hergeschafft werden; dazu brauche es aber Zeit und Muße. Der Herr Pfarrer willigte ohne Gegenrede in den Aufschub ein; im stillen war er herzlich froh über den guten Grund dazu, denn er, so gut wie alle anderen, hatte den Erick so liebgewonnen, daß ihm sein Weggehen als etwas sehr Peinliches erschien.

Die Frau Pfarrerin war wieder zufrieden und dachte im stillen: „Wer weiß, was bis zum Sommer geschehen kann!" —

Es sollte aber etwas geschehen, das mit einem Schlag alle ihre Hoffnungen zu zerstören schien. Der warme Juni war gekommen, und an den sonnigen Abhängen um Oberholz herum fingen die reichlichen Erdbeeren, die da wuchsen, an, köstlich zu duften und rot zu glühen. Das war eine herrliche Zeit für die sämtlichen Kinder ringsherum. Auch die Kinder des Pfarrhauses unternahmen täglich eine Erdbeer-Expedition und kamen dabei jeden Abend so verspätet nachhause, daß die ordnungsbeflissene Tante, die nach ihrer winterlichen Abwesenheit mit dem Sommer wieder im Pfarrhaus eingekehrt war, kein Mittel unversucht ließ, den gewöhnlichen Stand der Dinge wiederherzustellen. Unten an der Holzach wuchsen die schönsten und die meisten Beeren; dahin zu gehen mußte man aber warten bis am Samstag-Nachmittag, da Ferienzeit war, denn am Abend nach der

Schule war es zu spät, der Weg dahin war zu weit. Als nun der Samstag kam und die Sonne hell am Himmel leuchtete, da zog die junge Gesellschaft sehr fröhlich gestimmt vom Pfarrhaus weg, Sally und Erick voran, Ritz und Edi nachfolgend, alle vier mit Körben bewaffnet, denn heute hatten sie im Sinn, der Mutter große Lieferungen von Erdbeeren zukommen zu lassen und nicht alle auf dem Platze aufzuessen, wie gewöhnlich geschah. An den Abhängen über der Holzach angekommen, wurden die besten Plätze aufgesucht; war einer gefunden, der reichlich mit Beeren besäet war, so wurde die ganze Gesellschaft herbeigerufen, die Stelle abgeweidet, und nachher ging jedes wieder auf neue Entdeckungen aus.

Erick hatte große Gewandtheit im Klettern; ohne Mühe schwang er sich über die steilsten Abhänge hinunter und sprang die hohen Felsen hinan wie ein Eichhörnchen. Eben sah ihn Sally sich über einen Felsen hinunterschwingen, denn er hatte am unteren Abhang ein Plätzchen erblickt, das hochrot in der Sonne funkelte, wie von lauter Rubinen bedeckt. Waren es Beeren oder Blumen, die so schön blühten? das mußte Erick in der Nähe sehen. Sally rief ihm nach: „Ruf uns, wenn du etwas findest; aber gieb acht, es ist steil dort!"

Erick jauchzte zurück und verschwand. Unten am Felsen angekommen, traf er auf die Mittelstückler, die in Gruppen da und dort sich duckten, oder auch auf dem Boden lagen und die Beeren in dieser Stellung einsammelten. Erick sah das Plätzchen nicht mehr, das ihm von oben in die Augen gefallen war; nicht weit von ihm aber stand der Churi, der ihn herunterklettern gesehen hatte; dieser rief ihm nun zu:

„Komm hierher, Sammethösli, da sind Beeren; bessere giebt's keine!"

Erick ging ganz unbefangen zu ihm hin, und wie er nun nahe an Churi herangetreten war, gab dieser ihm unerwartet einen so starken Stoß, daß Erick den ganzen Rest des Abhanges hinunterrollte mitten in die grauen Wellen der Holzach hinein.

Als Churi das sah, erschrak er. Einen Augenblick starrte er nach dem trüben Wasser hin; aber Erick war verschwunden, keine Spur war mehr von ihm zu sehen. Da kehrte sich Churi leise um und lief davon, so schnell er konnte, ohne sich umzusehen, denn das böse Gewissen biß ihn und jagte ihn fort und er durfte keinen Menschen ansehen vor Angst, es sehe ihm einer an, was er gethan hatte. Die anderen Mittelstückler hatten nicht achtgegeben, was da vorgegangen war. Einmal fragte wohl einer aus der Schar: „Wo ist der Churi auf einmal hingekommen?" und ein anderer antwortete: „Er kann ja gehen, wohin er will!" und dann fuhren sie fort in ihrer Thätigkeit und dachten nicht weiter an ihn.

Unterdessen war Sally immerfort an derselben Stelle stehen geblieben und hatte Ericks Ruf abgewartet. Als er nie und nimmer ertönte, fing sie zu rufen an, aber sie erhielt keine Antwort. Nun rief sie nach Edi, und dieser kam dann auch mit Ritz herbeigelaufen und alle drei riefen nun zusammen nach Erick, aber vergebens. Die Sonne war lange schon untergegangen und schon fing es zu dämmern an. Alle anderen Kinder, sogar die Mittelstückler, zogen an ihnen vorbei, um heimzukehren, und diese waren doch sonst immer die allerletzten.

„Zeig mir noch einmal bestimmt, wo er hinunterge-

klettert ist", sagte jetzt Edi, „ich will noch einmal da hinab, aber ganz auf dem gleichen Weg!"

Sally zeigte genau die Stelle, wo Erick über den Felsen hinabgestiegen war, und Edi begann ein wenig zagend die Niederfahrt. Er kam aber glücklich unten an und lief nun hin und her, immer mit lauter Stimme rufend: „Erick! Erick!"

Aber ringsum von den Felsen tönte es wie höhnend zurück: „Rick! Rick!"

Es fing auch an dunkel zu werden, und ringsumher war kein Menschenlaut zu hören, nur das dumpfe Rauschen der Holzach tönte ununterbrochen durch die Stille. Jetzt wurde dem Edi ein wenig unheimlich zumute; er kletterte so schnell als möglich den Felsen hinan und sagte eilig: „Kommt, wir gehen heim, vielleicht ist der Erick schon daheim, er kann ja einen andern Weg gegangen sein."

Aber Sally wehrte sich mit aller Kraft gegen diesen Vorschlag und behauptete fest und sicher, Erick sei nicht nachhause gegangen, er wäre erst zu ihr zurückgekommen, und sie gehe keinen Schritt vom Fleck weg, bis Erick komme, denn wenn er dann komme und sie weg seien, so warte er wieder auf sie, und wenn er die ganze Nacht warten müßte, das wisse sie bestimmt.

„Wir müssen heimgehen, du weißt es", erklärte Edi. „Komm, Sally, du weißt, wir müssen."

„Ich kann nicht, ich kann nicht!" jammerte Sally. „Geh du mit Ritz und sag daheim, wie es ist; vielleicht findet Erick den Weg nicht mehr."

Bei dieser Vermutung, die erst jetzt, nachdem sie dieselbe eben ausgesprochen hatte, der Sally deutlich vor die Augen trat, fing sie ganz jämmerlich zu schluchzen und zu

weinen an, indes Edi den Ritz bei der Hand nahm und so schnell als möglich mit ihm davonrannte.

Im Pfarrhaus standen schon lange die Mutter und die Tante vor dem Hause und schauten nach allen Seiten aus, ob die Kinder noch nirgends zum Vorschein kommen wollten. Die Lisebeth rannte dahin und dorthin und fragte bei den heimgekehrten Nachbarskindern nach, wo die Pfarrkinder blieben. Von allen erhielt sie dieselbe Antwort: die drei seien noch unten an der Holzach und warteten auf den Erick, der für sich gegangen sei. Endlich kamen Ritz und Edi durch die Dunkelheit herangerannt. Beide keuchten nun durcheinander; einer den andern unterbrechend, riefen sie: „Die Sally sitzt“ — „der Edi ist über“ — „ja der Edi ist über“ — „aber die Sally sitzt immer noch“ —

„Die Sally sitzt und der Edi ist über!“ rief nun die Tante dazwischen; „da verstehe einer, was das heißt!“ Aber die Mutter zog den Edi auf die Seite und sagte: „Komm, sag mir ruhig, was vorgefallen ist.“

Da erzählte ihr Edi alles und wie nun Sally allein da unten sitze an der Holzach und Erick auf alles Rufen keine Antwort gebe.

„Um 's Himmels willen“, rief die Mutter nun erschrocken aus, „es wird doch dem Erick nichts begegnet sein! Oder könnte er sich verirrt haben!“

Sie lief ins Haus hinein, beim Vater Rat und Hilfe zu suchen. Gleich rannte die Liesebeth zu sieben bis acht Nachbarn und brachte sie mit vielem Lärm herbei, alle mit großen Stangen und Laternen bewaffnet, wie Lisebeth befohlen hatte. Auch mehrere Nachbarinnen waren herbeigeeilt, sie wollten mit suchen helfen. Nun war auch der Herr Pfarrer herausgetreten und schloß sich dem Zug an,

denn er wollte selbst alles probieren, den Erick ausfindig zu machen, und jedenfalls die Sally heimholen. Zuletzt im Zug kam die Lisebeth, mit einem großen Korb am Arm, denn ohne Korb machte sie durchaus keinen Ausgang.

Zwei lange Stunden vergingen, während welcher die Mutter ruhelos bald ans Fenster, bald unter die Hausthür trat, bald im Zimmer auf- und niederging, denn je länger keine Nachricht kam, desto größer wurde ihre Angst. Endlich wurde die Hausthür aufgemacht und herein trat der Vater mit der weinenden Sally an der Hand, denn diese hatte er immer noch nicht trösten können. Von Erick hatte man bis dahin keine Spur auffinden können; die Nachbarn suchten aber immer noch nach ihm und hatten versprochen, nicht abzulassen, bis er gefunden sei. Auch die Lisebeth war noch mit ihnen, sie war die Eifrigste von allen im Suchen.

Erst nach vielen Trostesworten der Mutter und nachdem diese mit dem Kinde recht von Herzen zum lieben Gott gebetet hatte, daß Er doch den verlorenen Erick beschützen und wieder heimbringen möge, konnte sich Sally endlich beruhigen und einschlafen, und schlief dann auch so fest, daß sie bis tief in den Morgen hinein nicht erwachte und sich nicht grämen konnte, daß Erick noch immer nicht gefunden war, denn die Mutter war froh, das Kind schlafend zu wissen, da sein großer Kummer wieder mit ihm hätte erwachen müssen.

Still und traurig verging der Sonntag-Morgen im Pfarrhaus. Vater und Mutter kamen aus der Kirche zurück, vor der eine große Menge Ober- und Unterholzer, Mittelstückler und Leute aus der ganzen Umgegend sich versammelt hatten, um das Ereignis zu besprechen.

Bis dahin hatten Ritz und Edi sich ganz ruhig verhalten, jeder seiner eigenen Beschäftigung obliegend: Edi mit einem großen Buch auf den Knieen, Ritz emsig bemüht, seinen Bleisoldaten die Flinten sämtlich abzubrechen, da nun Friedenszeit war.

„So", sagte Edi ernsthaft, der von Zeit zu Zeit über sein Buch hinausgeblickt hatte, „wenn nun der Krieg wieder ausbricht, kann die ganze Compagnie daheim bleiben, denn sie hat keine Gewehre mehr; womit soll sie fechten?"

Diesen Umstand hatte Ritz nicht bedacht. Schnell warf er die Gewehrlosen alle in die Schachtel hinein und sagte: „Heut' mag ich nicht mehr", sichtlich in der stillen Hoffnung, die Sache könne irgendwie noch eine andere Wendung zum Guten nehmen bis zu der Zeit, da er die Schachtel wieder öffnen würde. Jetzt hatte er aber keine Ruhe mehr und begehrte hinauszugehen, und Edi, der durchs Fenster die große Versammlung bei der Kirche gesehen hatte, wollte auch nicht mehr drinnen bleiben, er mußte hören, was da verhandelt werde. Die Tante widerstand einige Zeit, gab aber endlich für eine halbe Stunde Erlaubnis, unter Zustimmung der Mutter, die eben ins Zimmer trat. Nun erschien auch Sally und warf sich sofort stürmisch an die Mutter, um von ihr zu vernehmen, wie es mit Erick sei, ob er heimgekommen sei und wie und wo und wann? Bevor aber die Mutter noch Zeit hatte, dem Kinde sachte beizubringen, daß von Erick noch keine Nachricht da sei, daß aber am frühen Morgen noch mehr Leute ausgezogen seien, ihn zu suchen, kamen mit ungewöhnlichem Ungestüm die beiden Brüder hereingestürzt und riefen durcheinander:

„Es kommt ein großer, großer —"

„Ein ganz großer Herr —"

„Ganz aufrecht gehender Herr aus einer Kutsche mit zwei Pferden.“

„Ich glaub', es ist ein Feldherr“, brachte endlich Edi gewichtig hervor.

„Ohne Zweifel“, lachte die Tante; „nächstens wirst du in ganz Oberholz und Umgegend lauter alte Karthager umherwandeln sehen.“

Aber die Mutter lachte nicht. „Könnte es nicht jemand sein, der Nachricht von Erick brächte?“ fragte sie. Sie lief ans Fenster. Am Eingang des Hofes stand ein offener Reisewagen, vor dem die zwei schwarzen Pferde ungeduldig den Boden aufscharrten und sich schüttelten, daß das glänzende Geschirr laut rasselte. Ritz und Edi verschwanden sofort wieder, diese Töne waren unwiderstehlich für sie.

Jetzt schoß die Lisebeth zur Thür herein. „Es ist ein fremder Herr unten beim Herrn Pfarrer“, berichtete sie; „ich hab' ihn dort hineingewiesen, daß man hier den Tisch decken kann, denn ich muß wieder nach dem Büblein aus. Schneeweiße Haare hat der Herr, aber so frisch im Gesicht ist er und geradauf, accurat wie ein Kriegsmann oder ein Befehlshaber.“

„Und allein kam er“, fragte die Frau Pfarrerin; „also ohne Erick? Wer es nur sein kann?“

Unterdessen war unten in der Studierstube der große, fremde Herr beim Herrn Pfarrer eingetreten mit den Worten: „Oberst v. Bestentrop aus Dänemark, Herr Pastor, entschuldigen Sie, wenn ich störe.“

Vor Überraschung wußte der Herr Pfarrer im ersten Augenblicke sich kaum zu fassen. Ericks Großvater! Da stand der Mann persönlich vor ihm, dessen Existenz ihm

bis jetzt mehr als eine Fabel vorgeschwebt hatte, und so stattlich und gebieterisch sah der Mann aus, daß er jedem Respekt einflößen mußte. Aber etwas Gewinnendes lag zu gleicher Zeit in seinem Ausdruck, das dem Herrn Pfarrer völlig gleich aus Ericks Gesichtchen bekannt war. Und dieser Herr war so weit hergereist, um seinen Enkel zu holen, und nun war der Erick verschwunden.

Das alles fuhr dem Herrn Pfarrer blitzschnell hinter einander durch den Kopf; er stand einen Augenblick wie gelähmt da. Aber der Herr Oberst ließ dem überraschten Manne nicht viel Zeit, sich zu fassen. Er setzte sich rasch auf den dargebotenen Sessel hin, zog den Herrn Pfarrer auf einen andern nieder, schaute ihm ganz gerade in die Augen und sagte: „Herr Pastor, Sie haben durch Vermittelung des französischen Predigers in Kopenhagen einen Brief an mich gelangen lassen, worin Sie mir eine Mitteilung machen, von der ich kein Wort glaube."

Die Überraschung des Herrn Pfarrers nahm zu und malte sich in seinem Gesicht.

„Verstehen Sie mich wohl, Herr Pastor", fuhr der Sprecher fort, „nicht daß ich meine, *Sie* könnten eine Unrichtigkeit sagen; aber Sie selbst sind getäuscht, Ihre Güte wird schmählich mißbraucht. Weil ich das wußte, wollte ich Ihnen nicht schriftlich antworten, denn wir hätten unnützerweise eine Menge Briefe gewechselt und wären an kein Ziel gekommen; hinter all diesem steckt ein schlauer Mensch, der Sie und mich überlisten will, um Gewinnes willen. So habe ich alles ruhen lassen, bis ich die vorliegende Auseinandersetzung mit meiner Schweizerreise verbinden konnte. Da bin ich denn nun und werde Ihnen in kurzen Worten die unglückliche Begebenheit erzählen, die zu

dieser Täuschung geführt hat. Doch lassen Sie mich schnell den Gegenstand sehen, um den es sich handelt. Ich will doch sehen, wie das Kind aussieht, das der Mensch wagt mir als Enkelkind unter die Augen zu stellen."

Nun mußte der Herr Pfarrer heraus mit der unglücklichen Mitteilung von Ericks Verschwinden, wie man ihn bis jetzt vergeblich gesucht, wie aber alles gethan werde, ihn aufzufinden, er also jeden Augenblick erscheinen könne.

Der Herr Oberst lächelte nur ganz fein, aber ein wenig bitter und sagte: „Mein guter Herr Pastor, lassen Sie nur nicht weiter suchen, der Knabe kommt nicht wieder zum Vorschein. Der Mensch, der ihn in Ihre Hand gespielt hat, hat sich diesmal verrechnet. Er hoffte wohl, ich nähme aus der Ferne alles gläubig an, was er behauptet, und thue, was er wünscht. Nun hat er wohl ausgefunden, daß ich selbst auf dem Wege war, hierher zu kommen; und irgendeinen Findling als meiner Tochter Kind mir vor die Augen zu bringen, das wagte er nicht zu thun. Darum ist das Kind verschwunden, Herr Pastor; der kennt mich."

Was der Herr Pfarrer nun auch sagen mochte: es habe kein Mensch sich in die Sache gemischt, der Knabe sei nach dem Tode seiner Mutter ohne alle Vermittelung eines andern ins Pfarrhaus gekommen, und von dem Knaben selbst rühren die Winke über das Land und den Namen des Großvaters her, — es half alles nichts, der stramme Herr blieb dabei, die ganze Sache sei die erfundene List eines Menschen, der einen Gewinn im Auge hätte, und das Verschwinden des Knaben im notwendigen Augenblick sei ihm das Siegel der Bestätigung.

„Aber wie sollte, wie könnte der Mensch, von dem Sie sprechen —"

Der Herr Oberst hörte die Einwendung nicht zu Ende an. „Sie kennen diesen Menschen nicht“, warf er ein; „Sie wissen nicht, welche Listen er kennt. Hören Sie mich an, Herr Pastor! Ich hatte eine Tochter, ein einziges Kind; meine Frau hatte ich früh verloren. Das Kind war mir alles. Sie war der Sonnenschein meines Hauses, anmutig wie wenige, immer fröhlich, liebevoll gegen jedermann und voller Talente. Eine Stimme hatte sie, die jeden entzückte; die war meine Freude. Ich hatte ihr Unterricht im Haus erteilen lassen, so auch in der Musik. Nun ließ ein junger Musiklehrer sich in der Stadt nieder, in deren Nähe mein Gut liegt. Man machte viel Rühmens von dem Menschen und seiner Kunstfertigkeit, auf all den Gütern meiner Nachbarn wurde er als Lehrer angestellt. Ich that dasselbe, ließ ihn täglich in mein Haus kommen und hatte keine Ahnung von einem Unheil. Nach einigen Monaten erklärte mir meine Tochter, die kaum achtzehn Jahre zählte, sie wolle die Frau dieses Menschen werden und mit ihm nach Paris ziehen. Ich antwortete ihr, das werde nie und nimmer geschehen, davon solle sie mir nie mehr sprechen. Sie sagte kein Wort mehr, jammerte auch nicht, das war nicht ihre Weise. Ich dachte, alles sei vorüber und beigelegt, fand aber sicherer, den Unterricht aufzugeben, und erteilte dem Lehrer seinen Abschied. An demselben Abend fragte meine Tochter mich, ob ich nie in meinem Leben meine Ansicht ändern könnte. ‚Nie in meinem Leben‘, sagte ich, ‚das ist so sicher wie meine Soldatenehre.‘ Den folgenden Morgen war sie verschwunden. Ein zurückgelassener Brief sagte mir, sie ziehe mit dem Menschen fort und werde seine Frau. Seit dieser Zeit, es sind nun zwölf Jahre her, habe ich von meinem

Kinde nie mehr etwas gehört, bis Ihr Brief kam. Daß meine Tochter tot ist, glaube ich; daß sie aber hilflos einen kleinen Jungen hinterlassen habe, das glaube ich nicht, denn einen solchen Knaben, über den sie verfügen konnte, hätte sie mir zugeschickt, sie selbst; sie kennt mich, sie hätte gewußt, ich würde ihm meinen Namen geben, und die Erinnerung wäre ausgelöscht. Diesen Knaben aber, der zur rechten Zeit wieder verschwunden ist, hat jener Musiklehrer, der wohl irgendwo in Ihrer Nähe lebt, untergeschoben, um eine Summe Geldes von mir zu erhalten. Und nun, Herr Pastor, sind wir zu Ende! Mir bleibt nun noch übrig, Ihnen mein Bedauern auszusprechen, daß auf meinen Namen hin Ihre Güte mißbraucht worden ist; leben Sie wohl."

Damit stand der Herr Oberst auf und hielt seine Hand dem Herrn Pfarrer hin. Dieser hielt sie fest: „Nur noch ein Wort, Herr Oberst! Bedenken Sie eines: Sie kennen den Charakter Ihrer Tochter; wenn sie, nachdem sie Ihnen das große Leid angethan hatte, den Entschluß gefaßt hätte, Ihnen ihren Knaben nicht eher zuzuschicken, bis er in irgendeiner Weise die Schuld der Mutter gut machen könnte, vielleicht nicht eher als zu der Zeit, da er Ihrem Namen Ehre machen, da er durch sein eigenes Wesen Ihnen zeigen könnte, daß er des Namens würdig ist!"

„Sie sind ein trefflicher Mann, der es gut meint, auch mit mir; aber Sie haben nicht erfahren, was ich erfahren habe; Sie kennen kein Mißtrauen, das seh' ich, darum sind Sie auch so ganz hintergangen worden; lassen Sie uns scheiden."

Damit schüttelte der Herr Oberst nochmals die Hand des Pfarrers und machte die Thür auf. Da trat ihm

die Frau Pfarrerin entgegen, die schon lange im Garten auf- und abgegangen war in großer Ungeduld, denn sie meinte, der Besuch müsse mit dem verlorenen Erick zusammenhängen, und konnte nicht begreifen, warum ihr Mann sie nicht herbeirief. Auf Schritt und Tritt folgte ihr die Sally nach mit derselben Erwartung und mit noch erhöhter Ungeduld. Als die Mutter nun vom Garten aus ersehen hatte, daß drinnen in der Stube der fremde Herr aufgestanden war, um fortzugehen, hielt sie es nicht mehr aus; sie mußte wissen, was da vorging. Als sie nun in demselben Augenblick auf die Schwelle trat, wie der Fremde die Thür aufmachte, da erforderte es die Höflichkeit, daß der Herr Pfarrer ihm seine Frau vorstellte, und ebenfalls mußte er aus Höflichkeit wieder in die Stube zurücktreten, als der Herr Pfarrer auch ihn seiner Frau vorstellte mit den Worten: „Herr Oberst v. Vestentrop aus Dänemark. Du wirst dich ja freuen, diesen Namen zu hören, liebe Frau."

Wirklich trat die Frau Pfarrerin in unverhehlter Freude auf den Herrn zu und sagte erregt: „Ist es möglich? Aber in welchem Augenblick! — Doch Sie bleiben bei uns, Herr Oberst, Ihr liebes Enkelkind muß ja gefunden werden, der liebe Junge kann nicht verloren sein, er muß sich verirrt haben."

„Verzeihen Sie, meine Gnädige", fiel hier der Oberst höflich, aber etwas steif ein; „ich werde sogleich abreisen. Sie sind in einer großen Täuschung befangen; ein Enkelkind habe ich nicht, ich muß mich empfehlen."

Sally war beim Nennen des Namens v. Vestentrop glühend rot geworden, und vor Erregung zitterte sie während der darauf folgenden Worte am ganzen Körper. Jetzt hielt sie sich nicht mehr; die Thränen stürzten ihr aus

den Augen, und in der höchsten Aufregung schluchzte sie heraus: „Doch, doch, ich weiß es, ich weiß es, er hat es mir selbst gesagt, aber ich durfte es keinem Menschen sagen.“

„Na, da hat der Junge wenigstens eine gute Freundin und Verteidigerin gefunden“, sagte der Oberst wohlgefällig und wollte Sally die Wange streicheln, aber sie zog sich schnell zurück; erst wollte sie wissen, ob der Herr glauben und den Erick anerkennen wollte, bevor sie sich von ihm wollte streicheln lassen.

Aber auch die Mutter war von dem Unglauben im Innersten betroffen worden. Ihr Mann hatte ihr einige Worte zugeflüstert, während der Herr sich Sally genähert hatte; so verstand sie gleich die ganze Sachlage.

„Herr Oberst“, sagte sie jetzt, indem sie sich vor ihn hinstellte, „handeln Sie nicht in solcher Übereilung, lassen Sie sich erbitten, einige Tage, nur auch diesen einen Tag, hier zu bleiben! Der liebe Junge muß ja, er wird, will's Gott, gefunden werden! Sehen Sie ihn nur erst! Lernen Sie nur erst das Kleinod kennen, das Sie so leicht hingeben wollen. Wenn Sie wissen könnten, welchen Sonnenschein Sie Ihrem Hause entziehen wollen, Sie könnten nie mehr froh werden. Glauben Sie nur nicht, Herr Oberst, daß ich das Kind leicht von mir weggeben würde; wie werde ich, wie werden wir alle es ertragen, wenn das sonnige Gesichtchen für immer aus unserm Kinderkreise verschwunden sein wird!“

Jetzt kamen auch der Mutter die Thränen in die Augen, sie konnte nichts mehr sagen.

„Na, das muß ich sagen, dieser kleine Irrfahrer ist in gute Hände gefallen“, sagte der Oberst, indem er der Frau

Pfarrerin in sehr anerkennender Weise die Hand reichte. „Mir erlauben Sie nun, daß ich mich empfehle.“

Diesmal war der Herr entschlossen; er trat aus der Thür und schritt in strammer Haltung den langen Gang dahin, gefolgt vom Herrn Pfarrer, der sich vergebens bemühte, voranzukommen, um die Hausthür zu öffnen. Bevor aber noch von innen die Thür aufgemacht werden konnte, wurde sie von außen her mit großer Gewalt aufgestoßen, und wie ein Pfeil schoß der schmale Edi ganz direkt in den großen Herrn Oberst hinein, der unmittelbar hinter der Thür stand, und gleich darauf rannte Ritz in den Edi hinein, und der überraschte Herr erhielt den zweiten Stoß und in seine Ohren drang ein verwirrtes Geschrei von durcheinandertönenden Rufen: „Sie kommen — sie kommen — die Mariann — der Erick — die Mariann — sie kommen — sie kommen.“ Und richtig! Unter der Hausthür erschien die Mariann, ganz breit im Sonntagsstaat, an der Hand den Erick, den sie so festhielt, als könnte er noch von da jeden Augenblick in die Holzach hinunterfallen. Hinter den beiden her drängte die Schar der teilnehmenden Schuljugend unter einem durchdringenden Freudengeschrei. Für den Herrn Oberst war kein Vorwärtsgehen mehr möglich; die Masse drängte mit Macht in den Hausgang hinein. Er gab nach und that, was er nie zuvor in seinem Leben gethan hatte: er retirierte, Schritt für Schritt, bis er rückwärts über die Schwelle wieder in der Studierstube angekommen war, zugleich mit der ganzen Pfarrerfamilie, alt und jung, und zuletzt drängte die kämpfende Sally hinein, die hatte den Erick bei der Hand gefaßt und wollte ihn nicht mehr loslassen, und auf der andern Seite hielt ihn die Mariann unentreißbar fest, und sie

selbst wurde von allen Seiten festgehalten, denn die Schulkameraden wollten jeder zuerst die Geschichte wissen, wie alles mit Ericks Verlorengehen und Gefundenwerden zugegangen war.

Es war ein unbeschreiblicher Tumult. Erst als durch die Kraftanstrengungen der Sally es gelungen war, den Erick und die Mariann aus dem Knäuel heraus- und in die Studierstube hereinzuziehen, trat wenigstens so viel Ruhe ein, daß einer den andern verstehen konnte, denn die Schulfreunde waren respektvoll vor der Thür stehen geblieben; bis in die Stube des Herrn Pfarrers wagten sie nicht vorzudringen.

Jetzt endlich konnten die Mitteilungen, die Erick und Mariann, eines das andere ablösend, über das ganze Ereignis machten, verstanden werden. Erick erzählte, wie er nach einem starken Stoß ins Wasser hinuntergefallen sei und dann nichts mehr gewußt habe und erst wieder erwacht sei, als jemand ihn stark gerieben und immerzu gerufen habe: „Ach du mein Gott! Ach du mein Gott!" Das war die Mariann gewesen, die nun weiter erzählte. Sie war vom Eichholz aus, wo sie wohnte, am gestrigen Nachmittag der Holzach entlang hinaufgegangen bis zu den erdbeerreichen Stellen, die sie am besten kannte, seit all den Jahren, da sie solche suchte und in die Wirthshäuser von Ober- und Unterholz verkaufte. Als sie nun dicht am Wasser hinter dem Weidenbusch gebückt nach den Beeren suchte, sah sie, wie es diesen schüttelte und wie etwas darin hängen geblieben war. Sie bog sich um den Busch, um recht zu sehen, was da war, und erblickte das schwarze Sammetwämschen über dem Wasser. „Ach du mein Gott", rief sie da in unerhörtem Schrecken aus und hörte gar nicht

mehr auf, so zu rufen, bis unter ihrem verzweifelten Reiben mit Rock und Schürze der Erick die Augen aufmachte und verwundert die Mariann anschaute. Nun nahm sie flugs den großen Henkelkorb zur Hand, in dem sie die vielen kleinen Erdbeerkörbe gefüllt forttragen wollte, warf diese alle auf einen Haufen, setzte den tropfenden Erick hinein und trug ihn, so schnell sie es vermochte, ihrem Hüttchen zu, weit hinten am Eichwald, das sie mit dem alten, tauben Vetter zusammen bewohnte. Hier zog sie unverzüglich den nassen Erick vollständig aus, wickelte ihn dicht in eine große Decke ein, um und um, so daß man nichts mehr von ihm sah als ein Büschelchen gelber Lockenhaare, legte ihn in ihr großes Bett hinein und deckte ihn mit der schweren Decke zu bis über den Kopf hinaus, denn Erwärmen sei nun die Hauptsache für das Büblein, mußte sie dabei immer vor sich hinsagen. Dann ging sie in ihre Küche und kam bald wieder mit einem Topf dampfender Milch, hob Ericks Kopf so weit unter den Decken hervor, daß der Mund zum Vorschein kam, und goß den heißen Trank hinein, um das Büblein gut warm zu machen. Als sie ihn nun wieder gut eingepackt hatte und jetzt der Schrecken über den bewußtlos Gefundenen und die Angst um seine Erkältung anfing ein wenig bei ihr nachzulassen, kam ihr in den Sinn, man wisse ja nun im Pfarrhaus nicht, wo er hingekommen sei, und da werde man nun auch Angst um ihn haben. Sie kam also wieder an das Bett heran und suchte den tief Versteckten noch einmal hervorzuholen. Aber Erick war schon halb entschlafen, und als ihm Mariann ihre Gedanken mitteilte, sagte er beruhigend: „Nein, nein, sie denken schon, ich komme wieder, und wenn sie Angst haben, kommt schon die Lisebeth und sucht mich.“

Das leuchtete der Mariann ein, die Lisebeth würde wohl kommen, ihn zu holen. Wahrscheinlich hatte ja Erick ihr, der alten Bekannten, im Eichwald einen Besuch machen wollen und war auf dem Wege in die Holzach hineingefallen aus Unvorsichtigkeit, dachte sich die Mariann nun aus, denn sie hatte ja in der Geschäftigkeit um sein Wohl kein Wort mit dem Erick über das ganze Erlebnis geredet. Jetzt schlief er ganz fest. Die Mariann setzte sich neben ihn hin, um von Zeit zu Zeit die Decken ein wenig aufzuheben und zu lauschen, ob er auch richtig atme. Als sie so eine Zeit lang zugebracht hatte und bemerken konnte, wie des Bübleins Wangen wie die rötesten Erdbeeren glühten, da befürchtete sie keine Erkältung mehr, wußte auch, daß die Lisebeth nun nicht mehr kommen würde, und dachte, im Pfarrhaus nehme man an, Erick bleibe die Nacht bei ihr. So schloß die Mariann ruhig ihre Hütte ab und legte sich schlafen.

Am Morgen hatte die Mariann erst das über Nacht getrocknete Sammetkleidchen zu bürsten und zu glätten, denn in Unordnung wollte sie das Büblein nicht ins Pfarrhaus zurückbringen, das hätte sie seiner seligen Mutter nicht zuleide gethan. Dann mußte auch sie sich in den Sonntagsstaat begeben, und so war der Morgen fast um, als die beiden endlich ganz vergnügt und ohne Ahnung von der ungeheuren Angst und Aufregung, die unterdessen das Pfarrhaus und ganz Oberholz erfüllt hatten, bei der Kirche anlangten und hier von der versammelten Menge mit großem Lärm und vielen lauten, verworrenen Reden begrüßt und dann von der freudetrunkenen Schuljugend ins Pfarrhaus begleitet wurden.

In der allgemeinen Aufregung und Freude war der

Herr Oberst völlig vergessen worden. Er hatte sich unbemerkt auf einen Sessel niedergelassen und aufmerksam den Mitteilungen zugehört, mit seinen Augen den lebhaften Bewegungen folgend, die der erregte Erick im Eifer des Erzählens machte. Jetzt waren die Mitteilungen zu Ende, und zum erstenmal fiel Ericks Blick auf den fremden Herrn in der Ecke. Dieser winkte ihn zu sich heran; Erick gehorchte augenblicklich.

„Komm her, mein Junge, hierher", und der Herr Oberst stellte ihn gerade vor sich hin. „So, sieh mir einmal recht in die Augen. Wie heißest du?"

Erick schaute mit seinen hellen Augen ganz direkt in diejenigen des fremden Herrn hinein, und ohne Zögern antwortete er: „Erick Dorn."

Noch fester schaute der Herr ihn an: „Nach wem bist du so genannt, Junge, weißt du das?"

Erick zögerte einen Augenblick mit der Antwort; aber den Blick wandte er nicht ab: es war, als ob die Augen des fremden Herrn ihn mit Macht anzogen und bezwangen. „Nach meinem Großvater", sagte er jetzt frisch heraus.

„Mein Junge — so sah mich deine Mutter an — ich bin dein Großvater", — und jetzt liefen dem strammen Herrn große Thränen die Wangen herunter. Der Zug der Verwandtschaft mußte den Erick erfaßt haben; ohne alle Scheu warf er seine beiden Arme um den Hals des alten Herrn und rief frohlockend: „O Großvater, bist du's? Da kenn' ich dich ja so gut! Und ich habe dir auch so viel zu sagen von der Mutter, so viel!"

„Hast du? Hast du, mein Junge?" Aber dem Großvater ging die Stimme aus, er konnte nichts weiter sagen.

Als Erick das bemerkte und sah, daß der Großvater immer die Thränen wegwischte, da stieg auch ihm ein trauriger Gedanke auf, und mit einemmal verschwand sein frohlockender Ausdruck und er sagte ganz niedergeschlagen: „Ach Großvater, ich durfte noch gar nicht zu dir kommen, noch lange nicht. Erst wenn ich ein Ehrenmann geworden bin, durfte ich vor dich hintreten und dir sagen: ‚Mich schickt meine Mutter zu dir, daß ich dir Ehre mache, und daß ich das Leid gut mache, das meine Mutter dir angethan hat!‘“

Der Großvater legte liebevoll seinen Arm um den Erick und sagte: „Jetzt ist alles gut! Es ist genug, daß deine Mutter dich mir zugesandt hat. Sie hat es recht gemeint mit dem Ehrenmann, daran erkenn' ich mein Kind; du bist ihr auch nicht ungehorsam, mein Junge, siehst du, denn du bist nicht zu mir gekommen, sondern ich zu dir, und ein Ehrenmann sollst du auch werden, das kannst du auch bei mir und sollst es da werden.“

„Ja, das will ich, und ich weiß auch, wie man es wird; der Herr Pfarrer hat es mir gesagt.“

„Das ist schön von ihm, das wollen wir ihm danken. Und nun reisen wir ab, heute noch, direkt nach Dänemark, ich muß dich heimbringen.“

„Nach Dänemark, Großvater, nach dem schönen Gut, jetzt schon?“ Ericks Augen wurden vor Verwunderung und Erwartung immer größer, wie er so fragte, denn erst jetzt wurde ihm klar, was ihm bevorstand: Alles, was, seit er denken konnte, als das Schönste und Herrlichste vor seinen Augen stand, was ihm seine Mutter in den glänzenden Farben ungetrübter Kindeserinnerungen immer und immer wieder ausgemalt hatte, das ferne, herrliche Gut, die schönen

Pferde, den Teich mit der Barke, das große Haus mit dem Gartensaal, — alles sollte er jetzt schon sehen und bewohnen, und mit diesem Großvater sollte er ziehen, zu dem ihm die Mutter eine Liebe und Verehrung eingepflanzt hatte, daß er in ihm das Höchste sah, was auf der Erde gefunden werden kann; — das alles übermannte den Erick so, daß er sein Glück fast nicht zu fassen vermochte, und mit einem tiefen Atemzuge fragte er: „Bist du auch sicher, mein Großvater?“

„Ja, ja, mein Junge!“ versicherte dieser lachend. „Komm, du kannst doch gleich reisen, du hast wohl nicht viel zu packen?“

„O nein“, sagte Erick; „siehst du“ — und er zählte an den Fingern ab: „zwei Schreibhefte, drei Schulbücher, die Federschachtel und das schöne Weihnachtsgeschenk, das ich bekommen habe.“

„So, das ist gut, das geht nah zusammen! Ein wenig verwundert sah aber dabei der alte Herr auf seinen Enkel und fügte bei: „Mich wundert nur, kleiner Abgebrannter, daß du doch noch so schmuck aussiehst.“

„Ja, das glaub' ich wohl, Großvater“, erwiderte Erick mit eifrigem Kopfnicken. „Das ist auch gutes Zeug, das ich hier auf mir habe; das kommt von dir her. Siehst du, wie an dem alten Zeug, das ich so lange getragen hatte, auch alle Flicken Löcher bekamen, da holte die Mutter den schönen Sammetmantel heraus mit den breiten Spitzen, und sie sagte: ‚Der ist gut, der kommt vom Großvater, das wird dir lange halten.‘ Und dann schnitt sie alles auseinander und nähte wieder alles zusammen, und so gab es daraus, was ich jetzt trage. Und für die breiten Spitzen bekam die Mutter noch viel Geld. Aber erst als alles



II. Seite 126.

fertig war und ich's trug, wurde sie wieder froh; beim Zerschneiden und beim Zusammennähen war sie immer so still."

Auch der Großvater war still geworden und kehrte sich nun eine Weile lang ab. Es kam ihm wohl auch in den Sinn, in welchen glücklichen Tagen es war, da er seinem geliebten Kinde den reichen Mantel umhing, und wie lieblich sie vor ihm stand, die er nun nicht mehr sehen konnte.

„Komm, mein Junge", sagte er dann, sich wieder zu Erick umwendend; „wo sind deine Pflegeeltern hin? wir wollen doch endlich danken."

Die Frau Pfarrerin hatte sofort bemerkt, daß der Großvater seinen Enkel erkannt hatte, und wie dieser nun vor dem alten Herrn stand, drängte sie leise Mann und Kinder samt der Mariann zur Thür hinaus, zog diese hinter sich zu, und draußen auf dem großen Hausgang ließ sie nun die zahlreichen Teilnehmer der Versammlung ungestört in den lautesten Fragen und Antworten sich ergehen. Als aber nun der Herr Oberst mit dem Erick an der Hand aus der Thür trat und auf sie zugehen wollte, da bahnte sie gleich mit großer Bestimmtheit einen Weg für ihn durch die Menge, um ihn hinauf in das stille Empfangszimmer zu führen, wo endlich die Familie sich allein zusammenfand. Hier ging der freudestrahlende Großvater erst auf die Frau Pfarrerin, dann auf den Herrn Pfarrer, dann wieder auf die Frau zu, und beide faßte er jedes Mal bei beiden Händen und schüttelte diese mit unbeschreiblicher Herzlichkeit und sagte nur immer: „Worte habe ich keine, aber Dank, unauslöschlichen Dank!" Und auf einmal sah er Sallys Kopf hinter der Mutter hervorgucken; den faßte er plötzlich zwischen seine zwei Hände und rief: „Da ist ja die große

Freundin und Verteidigerin meines Jungen. Na, willst du auch wieder gut mit mir sein?"

Da zog Sally die eine der Hände herunter und drückte einen herzhaften Kuß darauf, und nun streichelte sie der Herr Oberst zärtlich und sagte: „So gute Freunde sind etwas wert!"

Als er aber nun sein Vorhaben aussprach, sogleich mit Erick abzureisen, da entstand eine neue, große Aufregung, und diesmal zeichnete sich die Mutter aus im Eifern gegen diese überstürzte Trennung. Wenigstens für eine Nacht sollte der Großvater ihres Erick unter ihrem Dache zubringen und dadurch der ganzen Familie die Freude machen, ihn auch etwas näher kennen zu lernen und den Erick noch einen Tag in ihrer Mitte zu haben. Die Kinder alle samt dem Erick unterstützten immer lauter das Gesuch der Mutter, und der bestürmte Großvater mußte nachgeben. Jubelnd rannten Ritz und Edi davon, um sich ganz breit in die Kutsche zu setzen und diese zum Wirtshaus zu geleiten, wo gleich die beiden den anwesenden Gästen, die nach der Beratung vor der Kirche sich hierher verzogen hatten, alles erzählen mußten, was sie von dem fremden Herrn wußten, und so kam es, daß noch an demselben Sonntag-Nachmittag alle Ober- und Unterholzer samt denen im Mittelstück Ericks Herkunft und Schicksal kannten und sich über diese Wendung zum Glücke laut und eifrig vor allen Thüren besprechen mußten.

Auch im Pfarrhaus wurde der Abend in ungewöhnlich lebendiger Unterhaltung zugebracht.

Wie viel war auch dem Großvater noch zu erzählen von allem Erlebten der letzten und aller früheren Tage! Und zwischenein mußte Erick schnell einmal wieder eine Frage

einwerfen, die mit dem fernen, schönen Gut zusammenhing, denn seine Gedanken gingen immer wieder dorthin.

„Ist auch der Mutter Schimmelchen noch am Leben, Großvater?" rief er einmal plötzlich dazwischen.

Das schöne Pferd sei schon lange weg, erhielt er zur Antwort. „Aber du sollst ein gleiches haben, mein Junge, nun kann ich den Anblick wieder ertragen", setzte der Großvater hinzu.

„Lebt auch der alte Jack noch, der die Barke gemacht hat und die Kieswege so sauber kratzt?" fragte Erick wieder.

„Wie, auch von dem weißt du? Ja, der lebt freilich noch, die Freude wird ihn aber nahezu umbringen, wenn ich ihm den Sohn meiner Tochter heimbringe", und der Herr Oberst lächelte vergnüglich in der Aussicht.

Als nun Sally und Erick zusammen von ihrer ersten Bekanntschaft und von Sallys Besuch im Häuschen der alten Mariann erzählten, und da nun herauskam, daß es dieselbe Mariann sei, die den Erick aus dem Wasser gezogen und die so treu und ergeben zu seiner Mutter gehalten hatte, da sprang der Herr Oberst plötzlich rasch von seinem Sessel auf und begehrte, daß Erick ihn sofort zu der Mariann führe, denn vor lauter Freude hätten sie beide der Alten ja noch gar nicht gedankt, wie es sein sollte. Die Frau Pfarrerin hatte aber eine solche Nachfrage vorausgesehen und hatte die Mariann gar nicht nachhause gehen lassen. So wurde sie nun in die Stube hereingerufen, und der Herr Oberst griff schnell nach einem Sessel und stellte diesen gerade vor sich hin. Hier mußte die Mariann sich setzen und ihm alles erzählen, was sie von seiner Tochter wußte und selbst gehört und gesehen hatte. Das that nun

die Mariann sehr gern und sprach mit solcher Liebe und Verehrung von der Hingeschiedenen, daß am Schluß ihrer Erzählung der Herr Oberst ihre Hand ergriff und sie herzlich schüttelte; aber reden konnte er nicht. Er stand auf und ging ein paar Mal das Zimmer auf und nieder. Dann winkte er den Erick zu sich, nahm aus seiner Brieftasche zwei Papiere heraus und sagte: „Gieb dies der guten Alten, mein Junge; sie soll noch einige gute Tage haben, sie verdient es."

Das Glück, schenken zu können, hatte Erick noch gar nie genossen; noch nie hatte er jemandem irgendetwas geben können, denn er hatte selbst nichts besessen. In seinem Herzen stieg eine ungeheure Freude auf, und mit leuchtenden Augen trat er vor die Mariann und sagte: „Sieh, Mariann, da hast du etwas, da kannst du dir draus kaufen, was du nur willst!"

Als aber die Mariann sah, daß auf jedem der Papiere eine Zahl stand und mehrere Nullen dahinter, da schlug sie die Hände zusammen vor Erstaunen und Schrecken und rief: „Ach du mein Gott, das habe ich ja nicht verdient, das ist ja ein Reichtum!" Und als sie die Hände immer noch weghielt, steckte ihr Erick die Papiere tief in die Tasche hinein und sagte: „Weißt du, Mariann, wie du gesagt hast, du werdest alt und könntest nicht mehr arbeiten wie früher, und darum müssest du dein Häuschen abgeben und zu dem alten Vetter ziehen? Jetzt kannst du mit dem Geld dein Häuschen wieder haben und immer fröhlich darin bleiben."

„Das kann ich! das kann ich!" rief jetzt die Mariann, vor Freude ganz vergessend, daß sie das große Geschenk nicht nehmen wollte. Die Freudenthränen liefen ihr über

die Wangen herab, und vor Glück und Rührung konnte sie keine Worte finden, sie drückte nur in einem fort dem Herrn Oberst die Hand und dann dem Erick, und alle waren herzlich erfreut mit der alten Mariann, daß diese ihr Häuschen wieder beziehen und für immer behalten konnte. Als man sich endlich trennen mußte, um zur Ruhe zu gehen, da drückte der Herr Oberst der Hausmutter noch besonders die Hand und sagte: „Frau Pastorin, Sie werden verstehen, welcher Dank mein Herz erfüllt, wenn ich Ihnen sage, daß dies der erste glückliche Abend war, den ich seit zwölf Jahren erlebt habe.“ —

Am Morgen darauf mußte geschieden sein.

Die Mutter zog den Erick zu sich, und nachdem sie ihn eine Weile in ihrem Arm gehalten hatte, sagte sie: „Lieber Erick, vergiß nie das Lied deiner Mutter! Es hat dich schon einmal vom verkehrten Weg in den guten hineingeführt, es wird dich dein Leben lang gut führen, behalte es im Herzen.“

Als nun Erick sah, daß die Mutter Thränen in den Augen hatte, da wurden auch die seinigen naß, und wie Sally dies gewahr wurde, konnte sie sich nicht mehr halten, sie hielt beide Hände vor das Gesicht und fing laut zu schluchzen an. Da sprang Erick zu seinem Großvater hinüber und sagte bittend: „O Großvater, können wir nicht auch die Sally mitnehmen? Nicht wahr, das können wir schon?“

Der Großvater lächelte und erwiderte: „Ich wünschte mir nichts Lieberes, mein Junge; aber wir können ja das Pfarrhaus Oberholz nicht auf einmal aller seiner Kinder berauben. Aber komm, vielleicht läßt sich ein Vergleich treffen in der Sache. Was meint die Frau Pastorin dazu,

wenn wir unsere kleine Freundin im nächsten Sommer zu uns holten und auf den Winter wiederbrächten und das so jedes Jahr fortsetzten?"

„O ja, o ja!" jubelte Erick; „jedes, jedes Jahr, so lange wir leben! Willst du mir gleich dein Wort darauf geben, Großvater?"

„Ja, mein Junge, mein Wort darauf geben, daß es so bleiben soll, so lange wir leben, das ist zu viel gefordert", sagte der Großvater lächelnd. „Wenn ihr nun selbst es einmal anders haben wolltet, du und deine Freundin?"

„O, so dumm sind wir nicht", rief Erick, „nicht wahr, Sally? Versprich nur frisch, Großvater!"

Dieser hielt seine Hand der Mutter hin und sagte: „Wenn es der Frau Pastorin recht ist, so versprechen wir, daß alles so bleiben soll, so lange es unseren Kindern so gefällt."

Die Mutter gab ihre Hand darauf und nun drückten beide Hände sich recht herzlich zum Abschied.

Und der Herr Pfarrer sagte: „So, so! Da werden zwischen dem Herrn Oberst und der Frau Pfarrerin nur so Verträge geschlossen hinter meinem Rücken, und ich habe wohl dabei nichts zu thun, als Ja zu sagen. So will ich auch gleich ein festes Ja und Amen sagen."

Damit schüttelte auch er seinem Gaste kräftig die Hand, und diesem blieb nur noch der Abschied von Ritz und Edi übrig, die er beide sehr freundlich nach Dänemark einlud, wobei ihn Erick stark unterstützte, indem er lebhaft hinzusetzte: „Weißt du, Edi, bei uns könnt ihr dann auf die Schiffe gehen und alles recht studieren daran, das ist gut für eure Berufsarten"; denn Erick hatte nicht vergessen,

daß Edi vorhatte, ein Weltumsegler, und Ritz, auch irgendein Seefahrer zu werden.

Schon bestieg der Großvater den Reisewagen, als Erick noch von der Lisebeth festgehalten wurde. Auch ihr hatte er ein wertvolles Papier in die Hand drücken dürfen, aber sie hatte sofort die Schürze vor die Augen genommen und furchtbar dahinter zu schluchzen begonnen, und jetzt hielt sie den Erick noch immer fest und sagte: „Ich danke dem Herrn Großvater, er meint es gut, so weit er's einsieht; aber daß er uns das Büblein fortnimmt, — einem ein Büblein nur so wegnehmen.“

„Ich komme schon wieder, Lisebeth, jedes Jahr, wie die Störche. Also auf Wiedersehen, Lisebeth!“

Damit schwang sich Erick behend in den Wagen hinein, und in demselben Sammetkleidchen, in dem er eingezogen war, zog er aus von Oberholz, und noch lange, lange sah er die weißen Tücher, die ihm nachwinkten, und auch er schwang das seine zum Gruß zurück, bis der Wagen unten am Hügel um die Ecke bog und im Walde verschwand.

Als die raschen Pferde bald darauf die ersten Häuser des Mittelstückes erreichten, gab es noch einen Halt.

Von dem Augenblicke an, da Erick verschwunden war, hatte Churi ausgesehen wie ein Schreckensbild. Er war völlig fahl und farblos geworden, und bei jedem Ton, den er hörte, fuhr er zusammen und zitterte vor Angst, denn er dachte: „Jetzt kommen sie und holen mich ins Zuchthaus.“ Der Churi hatte nämlich gehört, daß es einem, der einen andern so ins Wasser geworfen hatte, daß er drin blieb, so gegangen war, daß die Landjäger ihn geholt hatten und ins Zuchthaus geführt, wo er zwanzig Jahr bleiben mußte an einer Kette. Dieses Bild sah nun der Churi immer vor

sich und konnte nicht mehr essen und nicht schlafen vor Angst und keinen Menschen durfte er ansehen. Und als es nun hieß, der Erick sei wieder zum Vorschein gekommen, da hatte er erst recht Angst, denn nun, dachte er, nun komme es sicher heraus, daß er die That begangen hatte, und nun werde er auf alle Fälle festgenommen. Wie nun aber am Sonntag die Geschichte wie ein Lauffeuer durch die drei Gemeinden lief, und es hieß, der Erick sei beim Beerensuchen ins Wasser gefallen, da wurde es dem Churi auf einmal klar, daß der Erick ihn nicht genannt habe und daß er wieder ganz frei und ohne alle Angst herumgehen könne. Dem Churi fiel eine erdrückende Last vom Herzen und er wurde so gerührt von Ericks Güte und Großmut, daß er fast die ganze Nacht darüber nachsann, wie er den Erick belohnen könnte.

Es war wirklich so gewesen: Erick hatte gleich gedacht, der Churi habe ihn gewiß nicht ins Wasser werfen wollen, nur ein wenig stoßen; so hatte er Mitleiden mit ihm, wenn er nun für das sollte bestraft werden, was er nicht wollte, und so hatte Erick nur erzählt, er habe beim Beerensuchen einen Stoß bekommen, und man hatte angenommen, die Buben haben sich alle, wie gewöhnlich, herumgestoßen und Erick sei zufällig getroffen worden.

Churi hatte seine Belohnung ausgedacht und am Montag zur Zeit angeordnet: alle schulgenössigen Mittelstückler mußten sich in einer langen Linie längs der Straße aufstellen, und wie nun die Kutsche mit dem Erick angefahren kam, mußten sie alle mit einander ausrufen: „Erick lebe hoch!"

Da sie nun alle aus vollen Hälsen riefen, gab es ein so fürchterliches Geschrei, daß die Pferde hochauf sprangen

und fast scheu wurden. Doch konnte der Kutscher sie noch festhalten und eine kleine Weile zum Stillstehen bringen. In diesem Augenblick schoß einer aus der Reihe heraus und auf den Wagentritt hinauf. Es war der Churi. Er beugte sich zu Ericks Ohr hin und flüsterte hinein: „Ich will dir meiner Lebtag nichts mehr zuleide thun, Erick, und wenn du wieder kommst, so zähl auf mich; es darf dir kein Einziger mehr etwas thun, und alle Krebse und Erdbeeren und Haselnüsse, die ich nur finden kann, mußt du haben!" Aber auf der andern Seite war auch schon jemand auf den Wagentritt gesprungen und nahm den Erick in Anspruch. Dicht unter seiner Nase fühlte er einen Gegenstand, der die mannigfaltigsten Gerüche ausströmte. Es war ein ungeheurer Strauß von flammendroten und gelben Blumen, die ihm das Kätheli hinhielt, das, mit dem einen Fuß auf dem Tritt, über den Herrn Oberst hinbalanciernd, ausrief: „Da Erick, du mußt auch noch einen Maien aus unserm Garten mitnehmen, und wenn du wiederkommst, komm auch zu uns, vergiß es nicht!"

„Danke, Kätheli", rief Erick zurück. „Gewiß besuch' ich dich schon übers Jahr! Leb wohl, Kätheli! Leb wohl, Churi!"

Die beiden sprangen hinunter; die Pferde zogen an.

„Sieh, sieh, Großvater", rief Erick eilig und zog den Großvater über sich hin, damit er besser sehen könne. „Sieh, dort ist das Häuschen der Mariann. Siehst du das kleine Fenster? Dort saß die Mutter immer und nähte, und siehst du, gleich daneben stand das Klavier, da hat die Mutter zu allerletzt gesessen und hat gesungen."

Der Großvater schaute nach dem kleinen Fenster hin und seine Stirn zog sich wie von großem Schmerz zusammen.

„Was hat deine Mutter zuletzt gesungen, mein Junge?“ fragte er dann.

„Den Vers:

‚Ich lag in schweren Banden,
Du kommst und machst mich los;
Ich stund in Spott und Schanden,
Du kommst und machst mich groß,
Und hebst mich hoch zu Ehren,
Und schenkst mir großes Gut,
Das sich nicht läßt verzehren,
Wie Erdenreichtum thut.‘“

Als Erick geendet hatte, saß der Großvater eine Weile nachdenklich da; dann sagte er: „Deine Mutter muß im Elend einen Schatz gefunden haben, der mehr wert ist, als alles Glück und Gut, das sie verloren hatte. Das kam ihr vom lieben Gott, und wir wollen es ihm danken, mein Junge! Das kann mich auch wieder fröhlich machen, sonst würde mir der Anblick jenes Fensterchens alle Freude für immer im Herzen erdrücken. Aber daß deine Mutter so singen konnte und daß du nun mit mir in mein Haus einziehst, mein Junge, das löscht das Leid aus und macht mich wieder zum glücklichen Vater.“

Der Großvater faßte liebevoll Ericks Hand in die seine, und so fuhren sie der fernen Heimat entgegen.

Peppino, fast eine Räubergeschichte.

Kapitel I.

Zwei Fremde in Albano.

Die Sonne schien fröhlich über die ganze lange, gepflasterte Straße hin, die Albano durchzieht, von einem Ende bis zum andern, vom alten Thor weg bis hinaus, wo die Gasse ein Ende nimmt und nur noch ein großes Haus auf der linken Seite steht; das heißt „Hotel Roma" und schaut weit hinaus über die sonnige Campagna, über allerlei Ruinen und Grabmale und dunkles Eichengebüsch und helle Heidestreifen, und wer oben auf einem der kleinen Balkone steht, der kann das alles mit Vergnügen übersehen.

Jetzt kam über die sonnige Straße, vom alten Thor her, ein offener Fiaker gefahren; darinnen saßen zwei Damen, die mußten ein großes Interesse haben an allem, was da zu sehen war, denn sie drehten mit der größten Lebhaftigkeit die Köpfe nach allen Seiten herum, und wenn sie unvermerkt auf entgegengesetzte Seiten schauen wollten, so stießen sie ziemlich hart aneinander vor Raschheit der Bewegung. Nun wurden sie aber mit einemmal beide auf denselben Punkt gelenkt und blieben darauf gerichtet. Am

Eingange einer Seitenstraße, die steil nach links hinaufstieg, stand ein großer Knäuel von Menschen, so in einander verwickelt, daß man nur bewegte Köpfe erkennen, aber durchaus nicht unterscheiden konnte, zu welchen Schultern und Armen die einen und die anderen gehörten. Gespannt schauten die Damen auf das Gewirre und hörten beim Herannahen den Lärm der Stimmen durch einander sich so erheben und vermehren, daß sie sich mit Staunen anschauten und die Jüngere, die sichtlich mit vieler Einbildungskraft begabt war, etwas erschrocken ihrer Begleiterin zurief: „Es ist vielleicht eine Revolution, und wir werden hinein verwickelt."

„Was ist das, Kutscher?" fragte nun die Ältere, als der Wagen so nahe war, daß man sich vor Lärm fast nicht mehr hören konnte.

Er mußte aber die Frage verstanden haben, er hielt sein Pferd an, am Eingang der Gasse unmittelbar vor dem ärgsten Gewühl, und sagte mit größter Ruhe: „Majale".

„Um 's Himmels willen", rief die junge Dame und sprang auf, „fahrt zu, Kutscher, fahrt zu. Majale heißt Wildschwein, da ist ein Wildschwein ausgekommen und springt uns gewiß auf den Wagen, fahrt doch zu, Kutscher; hat der Kerl den Verstand verloren?"

Der Kutscher saß völlig ruhig auf dem Bock und schaute vergnügt auf die stoßende, drückende, schreiende Menschenmenge. Furcht mußte sie ihm nicht einflößen, und da die junge Dame in ihrem Schrecken vergessen hatte, daß der Kutscher kein Deutsch verstand, und ihm daher alle ihre Befehle deutsch zugerufen hatte, so war für ihn offenbar kein Grund da, sich zu beunruhigen; er saß also vergnüglich weiter und schaute sich an, was zu sehen war.

„So sag ihm doch italienisch, daß er sich und uns rette, der sinnlose Mensch“, rief jetzt das Mädchen in höchster Entrüstung ihrer Nachbarin zu.

In diesem Augenblicke aber sprang mit unvergleichlicher Gewandtheit ein kleiner, braunäugiger Bursche auf den Wagentritt und bot mit dem freundlichsten Kopfnicken der jungen Dame ein Stück wunderlichen Stoffes, es auf der breiten Messerklinge haltend, an, indem er sehr höflich wiederholte: „Befehlen die Damen Majale?“

„Hast du je so was in deinem Leben gesehen?“ sagte das Mädchen nun im höchsten Erstaunen, zu der Begleiterin gewandt. „Also dieses wäre das Majale? Was soll das heißen?“

Die Begleiterin hatte unterdessen das grüngelbe Stück auf dem Messerrücken, das sehr stark nach Lorbeer, Pfeffermünz, Nelken und anderen kräftigen Gewürzen roch, etwas näher betrachtet und sagte dann: „Ich glaube, es ist ein Stück Wildschwein mit ungeheuer viel Gewürz zubereitet; aber mehr als das wundersame Gericht gefällt mir der flinke Junge, sieh doch den kleinen braunen Menschen an.“

Der Junge streckte fortwährend mit dem freundlichsten Gesichte sein Messer den Damen hin, und da noch immer keine von ihnen zugriff, sagte er ermunternd: „Nur probieren, wenn's gefällig ist, nur probieren, nicht bezahlen.“

Die Damen hatten nun zwar nicht aus Furcht vor der Bezahlung nicht zugegriffen, der unbekannte Stoff mit der ungewöhnlichen Farbe hatte sie mehr abgeschreckt; aber der Junge gab nicht nach und erneuerte seine Einladung mit Worten, Händen und Augen, bis die Damen jede ein Stück von seinem Majale von der Messerklinge hoben und zum Munde führten. Nun war er zufrieden; ohne recht den

Dank abzuwarten, sprang er vom Wagentrittt herunter und war verschwunden im Gewühl. Der Kutscher mochte annehmen, der Zweck dieses Stillhaltens sei erreicht; er fuhr plötzlich mit einem erschrecklichen Peitschenknall davon und jagte wie wild dahin bis vor das Hotel Roma.

Hier trat der stattliche Besitzer feierlich aus seiner offenen Halle und an den Wagen heran, um selbst die Damen herauszuheben, die da erwartet waren, denn sie hatten beim wohlbeleumundeten Herrn Vittoria Pagani Wohnung bestellt für einen Monat.

Während Herr Pagani die Damen mit Würde bediente, bemerkte er etwas vorwurfsvoll dem Kutscher: „Spät von der Station her, ist doch wohl nichts vorgefallen?"

„Nichts, Herr", antwortete der Bursche, „nur ein wenig angehalten an der Trattoria zum heiligen Paul, Majaletag."

Unterdessen waren die Damen in die Halle getreten und stiegen nun, geführt von Herrn Pagani und gefolgt von den Packträgern, die Treppen hinan zu den beiden Zimmern, die sie bewohnen sollten. Die Zimmer gingen nach der Campagna hinaus, eine Verbindungsthür führte von dem einen ins andere und jedes hatte einen kleinen Balkon, schaute weit hinaus in die Campagna und hinüber bis zum grünen Streifen des Meeres.

Die beiden Damen traten jede auf ihre Zinne hinaus, und es gefiel ihnen, da zu wohnen. Das junge Mädchen sah frisch und blühend und sehr erfahrungslustig aus, wie es droben stand und sich das Land anschaute. Die blonde Helmina v. Trolley war die Tochter eines Gutsbesitzers in Mecklenburg. Schon Jahre lang hatte sie ihre Eltern zu einer Reise nach Italien zu bewegen gesucht, aber der



II. Seite 143.

Mutter war es zu weit und dem Vater zu heiß, und so bat Helmina vergebens, bis die vertraute Hausfreundin, Fräulein Klara Hellweg, erklärte, eine italienische Reise antreten und Helmina unter ihren Freundesschutz nehmen zu wollen. So war die Reise von den Freundinnen unternommen und bis dahin glücklich durchgeführt worden. Helmina ging nun auf den Balkon des andern Zimmers hinüber, wo Klara stand und die Gegend überschaute.

„Hast du je gehört, daß eine Trattoria, was doch so viel wie ‚Speisewirtschaft‘ heißt, zum heiligen Paul genannt wird?“ fragte Helmina; „und dann möchte ich doch wissen, wo die Trattoria stand, bei der wir sollten angehalten haben, nach des Kutschers Angabe.“

Klara wußte auch nicht Bescheid über die Sache, der Titel der Wirtschaft hatte auch sie überrascht. Sie schlug vor, gleich nach dem Mittagessen noch einmal zurückzugehen und sich die Stelle und den Tumult etwas näher anzusehen; der anmutige Junge mit seinem höflichen Wesen war ja eine Gewähr dafür, daß da rechte Leute dabei waren, wenn das Geschrei auch groß war; und daß da keine Revolution und keine lebendigen Wildschweine zu befürchten seien, müsse Helmina bemerkt haben. Das hatte sie denn auch, und der Vorschlag gefiel ihr. So berieten die Damen weiter, wie der ganze Tag zugebracht werden sollte, bis die Glocke sie zum Mittagsessen herunterrief, wo sie ihren Plan für den ersten Tag in Albano zu Ende besprachen.

Kapitel II.

Peppino und seine Mutter.

Unterdessen hatte der Tumult in der St. Pauls-Straße immer zugenommen; denn so hieß die Straße, die steil hinaufsteigt gegen die alte, schöne Kirche hin, welche die Heilige-Pauls-Kirche heißt, daher denn auch die Straße und gleich noch das Gewerbe darin zum St. Paul genannt wurden.

Hier wurde denn an dem schönen Septembermorgen die Menschenmenge immer größer und immer lauter, und keiner, der von außen kam und nicht wußte, was der Mittelpunkt dieses Menschenknäuels war, hätte es erraten können, so dicht war er vermauert von der Menge. Wenn aber einer sich beharrlich durchkämpfte und bis in die Mitte vordrang, so belohnte der erfreuliche Anblick seine Mühe. Da war mitten in der Straße ein Tisch aufgepflanzt, auf dem flimmerte und funkelte es in unwiderstehlicher Weise für jedermann.

Da standen die saubersten Flaschen mit roten und grünen Bändern geschmückt, darinnen funkelte der dunkelrote Albanerwein in der Sonne, und goldgelbe Brötchen lagen zwischen die bunten Flaschen hingestreut, und in der Mitte stand ein weißer Teller, mit rosenroten Radieschen und Zwiebeln bedeckt; und so schön geordnet und sauber sah das alles aus, daß es ganz anzusehen war wie ein Garten voll gelber Primeln und bunter Tulpenbäume und in der Mitte ein Rosenbeet. Neben dem großen Tisch aber stand ein kleiner; darauf war ein großer, hölzerner Teller zu sehen, auf dem

ein ungeheures Stück eßbaren Stoffes lag, von der schillernden Farbe eines rötlichen Grüngrau. Das war der weitberühmte und allbeliebte Majalebraten.

Hinter dem Tischchen stand eine große, stattliche Frau, deren Kopf ganz stolz auf den Schultern saß und mit dichten, pechschwarzen Flechten umwunden war. Sie hatte den Mund fest geschlossen und sprach kein Wort in das laute Gewühl und Geschrei hinein; nur wo es gar zu arg werden wollte, wandte sie einmal den Blick hin, der sicher traf und wirkte, denn es wurde immer ein wenig ruhiger nachher. In den schwarzen Augen stand auch deutlich geschrieben: „Ich weiß mir zu helfen, wenn es zu arg wird." So stand sie und schnitt mit einem großen, scharfen Messer ein Stück nach dem andern von dem grüngrauen Koloß herunter, alle in gleicher Größe mit scharfen Augen gemessen.

Irgendwie verschwanden die Stücke vorweg, ohne daß die Menge sich an den kleinen Tisch herandrängte, denn das litt die Frau nicht, und irgendwie verschwanden auch da und dort die Brötchen auf dem großen Tisch und wurden gleich wieder ersetzt, und auf dem Tisch gab es keine Unordnung und keine schmutzigen Gläser zu sehen, und doch wurde fort und fort getrunken und gegessen von der Menge, und jeder, der etwas wollte, kriegte es. Freilich nicht alle die Lärmer und Schreier, die sich da drückten und drängten, begehrten zu essen oder zu trinken, sie wollten nur zusehen, wie es die anderen thaten, und auch mit dabei sein und sehen, was sich ereignete. Wer aber näher zusah, wie die Bedienung der wimmelnden Menge sich so flink und geordnet vollziehen konnte, der entdeckte bald einen kleinen, schmächtigen Burschen; dieser fuhr flink wie ein Wiesel zwi-

schen den Leuten durch, holte, brachte, ersetzte, war überall und immer da, wo er nötig war. Drei Becher waren immerfort auf der Fahrt, denn da wird der Wein nicht in Flaschen getrunken, jeder wollte nur ein Glas haben, und kam ein leerer Becher zurück, blitzschnell wurde er von dem Bürschchen in dem Wasserkessel am Boden ausgeschwenkt und voll wieder übergeben.

So ging es wohl eine Stunde lang immerzu, immerzu mit Drücken und Drängen, mit Schreien und Rufen und Essen und Bedienen, und immer noch schien die Menge anzuwachsen.

Große Scharen von Menschen stiegen nun auch die Höhe hinan, gegen die Kirche zum heiligen Paul hinauf, viele aber noch höher; man konnte ganze Züge sehen, die bei der Kirche von allen Seiten zusammenkamen und weiter hinaufstiegen.

Nach und nach wurde nun die Schar ein klein wenig lichter um den Tisch herum, doch immer hatte der Junge vollauf zu thun, und lautlos fuhr er noch immer ohne Rast zwischen den Leuten durch.

Jetzt riß ihn von hinten jemand am Ärmel, er wandte sich rasch um.

„Komm, Peppino“, rief ihm ein Junge entgegen, der schon wieder von anderen auf die Seite gestoßen worden war; „ich wollte dich abholen, es sind schon so viele Leute droben, ich habe alles gesehen.“

Schon hatte Peppino sich umgewandt. „Du siehst, daß ich nicht Zeit habe“, rief er zurück und schoß vorwärts.

Einen Augenblick stand der Junge da und glotzte mit erstaunten Augen dem andern nach. Dann stieß er mit

Kopf und Ellenbogen auf alle Seiten, bis er durchkam und den Peppino am Spülkessel erblickte. Diesmal faßte er ihn fest am Ärmel und ließ ihn nicht los.

„Sei doch nicht so dumm, Peppino, und höre, was ich dir sage. Ich war schon oben, der ganze Boden der Kirche ist mit Myrten bedeckt, und sie haben schon gesungen, nur zum Probieren, aber du hättest es gern gehört, ich kann dir's sagen", so redete der Junge an den Peppino heran und hielt ihn dabei immer fest am Ärmel, so fest, daß Peppino trotz aller Anstrengung nicht los werden konnte, denn er war ein schmales Bürschchen, und der andere ein fester, breiter Kerl, wennschon beide in diesen Tagen zur gleichen Zeit das zehnte Jahr zurückgelegt hatten.

Die letzten Worte des Jungen mußten auf den Peppino einen besonderen Eindruck gemacht haben; er suchte nicht mehr sich los zu machen und sagte ein wenig traurig: „Geh du nur, Neo, du brauchst mich ja nicht, und ich kann jedenfalls nicht mit, ich habe gar keine Zeit, du kannst es sehen."

„Keine Zeit?" spottete Neo, „du kannst ja nur weglaufen, dann hast du Zeit genug."

„So", rief Peppino entrüstet aus, „wer soll denn das alles thun, was ich zu thun habe?"

„Das kann deine Mutter thun, dort steht sie ja, sie braucht nicht immer dich da zu behalten, daß du thun mußt, was sie selber thun kann."

Jetzt flammte es auf in Peppinos Gesicht.

„Weißt du, Neo", rief er zornglühend, „du bist nur ein Lump, das bist du!"

Damit wandte er dem andern den Rücken und glitt eilig durchs Gedränge an das andere Ende des Tisches hin, denn

dort stand einer, der hob zwei Finger in die Höhe und immer höher, bis Peppino jetzt auch ein Zeichen als Antwort gab. Die zwei Finger in der Höhe hießen so viel als: „Ich will zwei Stücke Majale", denn in der Weise wurden immer die Bestellungen gemacht und beantwortet. Ein, zwei, drei Finger in die Höhe sagten dem Peppino im größten Lärm immer deutlich, was gewünscht wurde, und eine kleine Bewegung seines Zeigefingers antwortete: „Ich komme."

Diesmal war die Antwort länger ausgeblieben als sonst. Die Mutter mochte es bemerkt haben, sie schaute ein paar Mal hinüber, blieb aber ganz ruhig und sagte kein Wort, denn sie war unbesorgt; ihres Peppino war sie so sicher, wie ihrer eigenen Augen. Da stand er auch schon, und alles war wieder im Gang.

Die Scharen von Vorüberziehenden wurden nun immer größer und von Zeit zu Zeit tönte es einmal aus dem Gedränge herüber: „Komm auch, Peppino, komm mit!"

Einer der guten Freunde kam auch wieder nahe heran und rief: „Was stehst du da und wartest, Peppino. Mach, daß du nachkommst, es wird ein großer Luftballon aufsteigen mit Lichtern."

Peppino kehrte sich um. Sein Herz war ein wenig schwer geworden. Nicht der Luftballon zog ihn nach dem Festplatze, und auch die Bubenschar nicht, die sich oben zu erlustigen gedachte; aber die schönsten Erinnerungen, die Peppino kannte, hingen ihm mit diesem Tage zusammen, und er dachte in seinem Herzen: „Wenn es doch noch so wäre!"

Heute war das Fest der Madonna, droben im Kapuzinerkirchlein, jetzt bald mußte es beginnen; da stand er in früheren Jahren so erwartungsvoll vor der Hausthür und

wartete auf die Mutter, denn damals konnte die Mutter gleich mit den Scharen hinaufziehen; sie hatte nicht hier zu arbeiten, am Tische stand der Vater und schnitt den Majale und schenkte aus dazu, denn das Geschäft bestand schon immer, so lange sich Peppino besinnen konnte. Aber die Mutter war nicht daran gebunden und ging gern in die Kirche zu den Festen. Und endlich, wenn er lange genug gewartet hatte, so trat die Mutter aus der Thür und war ganz zum Verwundern schön anzusehen. Über den Kopf hatte sie das ganz weiße Tuch gebreitet, von vorn bis hinten herunter, und die schwarzen Flechten über der Stirn glänzten so schön, und ihre Augen glänzten, und die roten Korallen in den Ohren und am Halse glänzten, und das rote Mieder, und das gelbe Seidentuch, das war alles so eigen schön, und dann nahm ihn die Mutter bei der Hand, und sie gingen mitten in den Scharen dort hinauf, und er war ganz stolz, so mit der schönen Mutter auszuziehen.

Auf der Höhe oben, wo der Weg links abgeht unter den großen, alten Steineichen hin, da wurde es so schön kühl, und so ging es weiter bis zu dem weiten Platz, wo in der Mitte der uralte, immergrüne Eichbaum steht, und wo der blaue See heraufglänzt, da stand auch schon das Kloster, und sie traten in die Kirche ein; — aber es war ja alles vorbei, Peppino mochte nicht weiter denken, denn in der Kirche kam das Schönste, der Gesang von den Kapuzinern oben bei der Orgel; die konnten so schön singen, und er konnte es nicht mehr hören.

Seit zwei Jahren war der Vater tot, und wenn seither Peppino an dem Festtage gesagt hatte: „Mutter, gehen wir nicht auch mit hinauf?“ so hatte sie geantwortet:

„Sieh, der Vater steht nicht mehr da, jetzt muß ich dastehen.“ Und die Korallen und das rote Mieder hatte er nie mehr an der Mutter gesehen, und auf dem Kopfe hatte sie ein schwarzes Tuch und nie mehr das weiße.

Die Leute hatten sich schon ziemlich verlaufen, doch stand immer noch eine gute Schar um den Tisch herum, und Peppino lief trotz seiner schweren Gedanken rüstig hin und her, denn die Füße blieben ihm immer leicht. Mit einem Male winkte die Mutter den Peppino zu sich her, sagte eilig: „Komm, Peppino, du mußt auch noch etwas vom Feste sehen“, und hatte schon auf der einen Seite den Tisch angefaßt, und Peppino sollte ihn auf der andern Seite heben. In einem Augenblicke war der Tisch samt Flaschen und allem, was darauf lag, in der offenen Thür verschwunden, das Tischchen folgte nach, die Thür wurde zugeschlossen, der Schlüssel in den Sack gesteckt, und nun nahm die Witwe Bertolini ihren Peppino bei der Hand und wanderte mit ihm den Berg hinan.

Peppino war es, als träume er; es konnte ja nicht sein, daß er wieder mit der Mutter zum Madonnenfest hinaufging, eben in demselben Augenblick, da er alles verloren gegeben hatte. Aber es war ja die volle Wirklichkeit. Schon waren sie an der Heiligen-Pauls-Kirche vorüber und sahen von weitem schon die Wipfel der Steineichen. Nun waren sie oben und gingen unter den alten Bäumen hin, und dort stand schon das Kloster. Die Kirchthür stand offen, Frau Bertolini trat ein mit Peppino; nur wenige Schritte vorwärts, dann kniete sie nieder in der dunkeln Ecke und zog den Peppino neben sich auf die Kniee nieder. Der Junge staunte, als sähe er ein Wunder. Vor sich auf den Knieen liegend, sah er die große Schar von

Frauen und Mädchen mit weißen Tüchern und roten Leibchen geschmückt, so wie er sie in der Erinnerung hatte. Die Myrten lagen dicht auf dem Boden und verbreiteten würzigen Geruch; dazu war die ganze Kirche von Weihrauchdüften erfüllt. Jetzt fingen die Kapuziner zu singen an. Dem Peppino wurde es so wohl im Herzen, daß er alle schweren Gedanken vergaß und so glücklich war, als ein Mensch nur sein kann. Wie schön sangen auch die Kapuziner, und wie sahen alle die Menschen, die da knieten, so still und friedlich aus. Dem Peppino wurde es ganz andächtig zumute, und er betete in der Stille sein Vaterunser.

Als die letzten Klänge des Gesanges verhallten, stand die Witwe Bertolini leise auf und flüsterte dem Jungen zu: „Komm schnell, nun kommt der Segen, wir müssen fort.“

Peppino hätte gern noch gezögert, aber es half nichts, er wußte, daß es sein mußte. Ganz leise und unbemerkt glitt die Mutter zur Thür hinaus, und er mit, und dann ging es rasch den Eichenweg entlang und die Anhöhe hinab, so wie auf der Flucht. So war es doch früher nie gewesen, es war nicht, wie die Mutter sonst that, wenn sie so aufrecht und geschmückt aus dem Kirchlein trat. Und daß sie drinnen in die dunkle Ecke hineingekniet war, so als gehörte sie nicht recht da hinein, das regte ihn nun gewaltig auf.

Bis hinunter zur Heiligen-Pauls-Kirche arbeitete es in ihm fort, ohne daß er sich Luft machen konnte; endlich fand er den Weg.

„Aber Mutter“, sagte er, „wenn ich einmal so groß bin, daß ich alles thun kann, was der Vater that, kommst du dann wieder mit zum Feste, wie von Anfang an, in

der Schar und bleibst oben zum Segen und dann noch vor dem Kirchlein mit der großen Schar und kommst langsam und fröhlich mit allen herunter?"

„Ja, dann wohl, Peppino", sagte die Witwe Bertolini kurz.

„Aber Mutter", fing er noch einmal an, „dann mit den Korallen und dem roten Leibchen und dem weißen Kopftuch?"

Die Frau lächelte.

„Ja, das gehört zum Feste-feiern; aber Peppino, bis dahin werde ich alt und sehe aus wie die alte Cinoca."

Das war ein fürchterlicher Gedanke für den Peppino. Die alte, krumme Cinoca mit dem dicken Stock und den tiefen Runzeln über das ganze Gesicht war von kleinauf sein Schrecken gewesen; aber wie konnte diese Mutter je so werden, das war nicht möglich! Er wollte aber so schnell als möglich ein Mann werden, das gelobte er sich heimlich, daß die Mutter wieder Feste feiern konnte wie ehemals.

Kapitel III.

Neo tritt auf.

Die beiden fremden Damen hatten ihr Mittagsessen und allerlei Anordnungen in ihren Zimmern besorgt und gingen nun vergnüglich die Straße entlang, um sich das Leben in

Albano anzusehen. Als sie an die Ecke der Heiligen-Pauls-Straße kamen, rief Helmina mit einemmale: „Da stand der Menschenknäuel, hier herum muß diese merkwürdige Trattoria sein!“

Einige Leute standen noch in der Straße herum, weiter war da nichts zu sehen.

Ein breiter, festknochiger Junge mit struppigem Haar und glotzenden Augen stand mitten auf dem Wege und starrte die Damen an. Sie traten näher zu ihm heran, und Helmina fragte: „Junge, weißt du, wo die Trattoria zum St. Paul ist? — Ich möchte doch wissen, wie diese aussieht“, sagte sie, zu ihrer Begleiterin gewandt.

„Ja“, stieß der Junge heraus.

„Nun“, sagte Helmina, „wo ist sie denn?“

„Hier“, war die Antwort.

„Hier?“ wiederholte Helmina lachend, „wo denn hier?“

„Hier“, ertönte es neuerdings.

„So zeig mir sie jetzt mit dem Finger, daß ich sie sehen kann“, befahl Helmina.

Der Junge zeigte mit seinem Zeigefinger auf den Boden, wo weiter nichts zu sehen war als Boden.

„Eine solche Wirtschaft ist mir noch nicht vorgekommen“, lachte Helmina auf; „wo wird der Wein ausgeschenkt, Junge, es ist ja von der ganzen Wirtschaft keine Spur zu sehen?“

„Sie ist in der Kirche“, sagte der Bube.

„Was?“ rief Helmina in der höchsten Überraschung. In der Kirche ist sie; habt ihr wirklich hier eine Trattoria in der Kirche?“

„Nein“, entgegnete der Junge ohne alle Erregung.

„Nun, was ist denn in der Kirche, was du eben sagtest?“

„Die Witwe Bertolini.“

Helmina lachte laut auf.

„Wenn ich frage, wo die Wirtschaft sei, so zeigt er mir den Boden, und wenn ich wissen möchte, wo denn der Wein ausgeschenkt wird, so erzählt er mir, daß eine Witwe in der Kirche ist. Wie heißest du denn, du Musterexemplar von einem Albanerjungen?“

„Neo“, antwortete der Struppige.

Jetzt streckte er seinen Finger gegen St. Paul hinauf und sagte: „Dort kommt sie.“

Die Damen schauten nach der Richtung hin, und mit einemmale rief Helmina aus: „Da ist ja unser Junge, der kleine, flinke Kerl von heute Morgen; da sind wir doch am rechten Ort, der wird Bescheid wissen.“

Aber die Damen mußten auf den Bescheid warten. Kaum waren die Witwe Bertolini und ihr Junge auf dem Platze angelangt, so näherten sie sich eilig einer Thür; im Nu stand diese weit offen, ein Tisch kam heraus, Flaschen, Brötchen, der Majaleteller — alles war mit einemmale wieder da und in bester Ordnung, und wie ein Blitz mußte sich die Kunde verbreiten, denn schon war ein Menschenknäuel wiederhergestellt, und mittendrin standen die Damen. Jetzt mußten sie zugestehen, daß die Worte des struppigen Buben doch einen Zusammenhang hatten, denn die bewegliche Wirtschaft stand genau auf dem Punkte, den sein Zeigefinger bezeichnet hatte, und die stattliche Wirtin, die mit der erhabenen Ruhe ihre Stücke schnitt, war wohl die Witwe.

Helmina hatte die größte Lust, mit dem artigen,

braunäugigen Jungen sich in ein Gespräch einzulassen, aber sie sah, daß er keine Zeit hatte; kaum konnte sie mit ihren Augen so schnell herumkommen, als er mit seinen flinken Füßen; er war in rastloser Bewegung immer an allen Orten. Sie sah auch, wie der Struppige ihm nachlief und ihn hier und da am Ärmel riß, er gab aber keinen Bescheid. So suchten die Damen sich aus dem Gedränge herauszuwinden, indem sie beschlossen, den netten Jungen in einem ruhigen Augenblick aufzusuchen; denn Helmina hatte schon eine Menge Pläne im Kopf, wie sie den kleinen, gewandten Mann als Führer und Träger und Begleiter auf ihren Ausflügen benutzen wollte.

Von der wogenden Menge wurden die Damen an die Thür hingedrängt, aus welcher der Tisch erschienen war; sie stand offen, wie alle die Thüren im Erdgeschoß umher. Helmina guckte hinein. Es war ein Raum ohne Fenster, nur durch die Thür kam das Licht herein, weswegen wohl auch diese Thüren immer offen stehen. Darinnen stand ein Bett an der einen, ein kleines hölzernes Lager auf der andern Seite. Da war auch eine Einrichtung zum Kochen in der Ecke, und in der andern stand ein Schrank und ein paar hölzerne Stühle daneben. Es war kein großer Raum, und wenn der Trattorien-Tisch nun noch drinnen stand, so mußte er ganz ausgefüllt sein. Helmina hatte ihre Begleiterin darauf aufmerksam gemacht, und beide konnten nicht begreifen, daß dies die Wohnung der stattlichen Frau und des sauberen Jungen sein sollte. Die Sache interessierte sie, auch das eigentümliche Gewerbe mitten in der Straße begriffen sie nicht recht, und dazu sah diese Frau so wenig gewöhnlich und der Junge so einnehmend aus, daß sie gern mehr von ihnen wissen wollten; der Herr Vittorio

Pagani mußte ja die Leute von Albano kennen, den wollten sie befragen.

Kapitel IV.

Neos Abstammung und Verhältnisse.

Der große Geschäftstag für Peppino und seine Mutter, der Majaletag, war vorüber und die gewöhnliche Ordnung der Dinge wiederhergestellt. Da saß die Frau Bertolini unter ihrer Thür gegen die Straße zu und nähte emsig fort lange Zeit, ohne auch nur den Kopf aufzuheben, nicht einmal, wenn Kunden an den Tisch herantraten, denn sie wußte, Peppino war da. Nur wenn der struppige Neo herankam und sich neben Peppino aufstellte, beide Hände in die zerrissene Jacke gesteckt, dann schaute sie von Zeit zu Zeit hinüber, und ihre Augen verloren nichts von dem, was vorging. Der Tisch mit den bunten Flaschen stand an seinem Platz, und zwischen dem Tisch und der Thür saß Peppino auf einem Schemel und flocht mit gewandten Fingern seine Strohhalme zu einem Körbchen zusammen. Die Arbeit hatte ihn die Mutter gelehrt, die sich selbst auch damit beschäftigte, wenn einmal wieder alle Löcher in Peppinos Wämschen und Hosen gestopft waren. Hier und da kam immer einer, oder es kamen auch mehrere gegangen, die nahmen sich eine Zwiebel vom Teller und ein Brot

dazu, oder einer wollte einen Schluck haben; da war denn Peppino flink bei der Hand und half, wo es nötig war. Wenn in dieser Weise der Tag zu Ende ging und das Glöcklein ertönte, dann stand die Witwe Bertolini auf und sagte: „Jetzt gehen wir zum Ave-Maria", denn das Gebet am Abend wollte sie nie versäumen. Dann ging sie mit Peppino hinüber zur St. Maria-Kirche und kniete andächtig hin, — und Peppino sang das Ave so eifrig mit, daß ihm davon her eine ganze Freude ins Herz kam; und so war ihm dieses Abendgebet mit der Mutter das Liebste am ganzen Tage.

Täglich kam der struppige Neo gelaufen und stellte sich neben Peppino hin, nicht auf die Seite, wo die Mutter saß, sondern so weit weg von ihr als möglich, aber so, daß er doch neben Peppino zu stehen kam, dem er zuschaute und auch manchmal allerhand Mitteilungen zu machen hatte; er machte diese aber immer nur mit halben Worten, schon aus Faulheit, und weil er meistens die ganzen Worte nicht fand, und auch, weil er immer ein wenig scheute vor den Blicken der Frau Bertolini. Neo hatte nie etwas zu thun; ganze lange Stunden konnte er so neben Peppino stehen bleiben und herumglotzen, ohne sich zu rühren; vorn und hinten hingen die Fetzen an ihm herunter, und auf seinem Gesicht lag der Schmutz so reichlich, daß es alle Farben hatte. Man hätte glauben können, der Neo fände nicht so viel Zeit im Tage, um nur ein einziges Mal sein Gesicht abzuwischen. Frau Bertolini sah den Jungen nicht gern neben ihrem Peppino stehen, es war nichts Gutes von ihm zu lernen. Neos Vater war von niemandem gern gelitten, man wußte nie recht, was er für ein Handwerk trieb. Einmal ging er mit einem Sack auf

dem Rücken umher und sagte, er habe Waren zu verkaufen in der Umgegend, es wußte aber niemand, was in dem Sacke war, und einmal zog er mit einem alten, bedeckten Karren gegen Marino hinaus und sagte, er habe ein Geschäft errichtet mit einem Freunde in Marino, es wußte aber niemand, was für ein Geschäft. Öfters stand er auch, wie sein Sohn, mit den Händen in den zerrissenen Taschen an einer Straßenecke, wo es laut zuging oder etwas zu vernehmen war, und horchte nach allen Seiten hin. Jedermann in Albano kannte den schielenden Mateo, denn er war immer und überall zu sehen, trotz seiner vielfältigen Geschäfte. Seine Frau war schon lange tot, er wohnte allein mit seinem Jungen draußen vor Albano gegen Marino zu, in einem kleinen, verfallenen Gebäude, das einmal ein Haus gewesen sein konnte, jetzt sah es mehr wie ein Ziegenstall aus. Ursprünglich hieß der Sohn auch Mateo; als kleiner Junge wurde er aber Matineo genannt, und so wurde der Kürze wegen ein Neo daraus.

Kapitel V.

Herr Pagani spricht als ein Römer.

Dem schönen Abend des Madonnenfestes waren mehrere trübe Tage gefolgt. Die Damen im Hotel Roma hatten wohl kürzere Ausflüge in der Umgegend gemacht; sie hatten sich den stillen, blauen See, den kühlen Gang unter den

alten Steineichen gegen das Kapuzinerkloster hin, auch das freundliche Kirchlein und den freien Platz davor mit dem wunderbar ausgebreiteten Eichbaum in der Mitte, schon einige Male angesehen und schauten nun immer nach einem hellen Sonnenschein aus, um eine längere Tour zu unternehmen.

Mehrere Male waren die Damen auf diesen Gängen die St. Pauls-Straße hinauf- oder heruntergekommen und hatten sich im Vorbeigehen ein wenig mit Peppino und seiner Mutter unterhalten. Frau Bertolini war immer höflich, aber karg von Worten, und so fand Helmina nicht Gelegenheit, so recht in eine Unterhaltung zu kommen, wie sie es wünschte, denn der kleine thätige Junge mit den klugen Augen gefiel ihr immer besser, je öfter sie ihn sah und beobachtete. Sie hatte den Plan gemacht, den Peppino einmal einen ganzen Tag als Führer auf eine Partie mitzunehmen, und hatte die Mutter gefragt, ob sie es zugebe. Diese hatte zugesagt und bemerkt, der Peppino kenne die Wege schon und könne die Damen führen, wenn es nicht zu weit gehe, denn er sei noch jung, und zum Ave-Maria müsse er immer daheim sein. —

Als endlich der Sirocco-Wind fertig geblasen hatte und die funkelnde Abendsonne auf dem dunkelblauen Himmel stand, da konnte man wissen, daß nun wieder viele Tage kommen würden, immer einer schöner, als der andere. Helmina jauchzte oben auf ihrem Balkon: „Jetzt geht's los!" und da sie unten den Herrn Pagani stehen sah, wie er vergnüglich nach allen Seiten den Himmel betrachtete, da fand sie den Moment günstig zu allerlei Beratungen mit ihm, und plötzlich wurde die erstaunte Klara beim Arm genommen und die Treppen heruntergezogen unter die offene Halle, wo

Herr Pagani die Damen, wie er nie anders that, feierlich begrüßte und dann mit einem siegreichen Blick zum Firmament den Ausspruch that: „Gewonnen!“

Die Damen berieten sich nun mit ihrem Hauswirt über die Mittel und Wege, ihre Pläne auszuführen, und wurden von demselben angewiesen, sich mit dem bewährten Eseltreiber, dessen Standquartier nicht weit weg an einer Straßenecke war, selbst über die Unternehmungen zu besprechen. Noch gab er mancherlei guten Rat darüber, was die Damen aufsuchen und was sie nicht aufsuchen sollten, worüber sie aber schon im klaren waren; dagegen lenkte Helmina nun das Gespräch auf die Frau Bertolini und ihre Verhältnisse, besonders betonte sie die sonderbare Wohnung und auch das eigentümliche Gewerbe für eine Frau, die aussehe, als ob sie direkt von Numa Pompilius abstamme, wie sich Helmina ausdrückte.

„Aha“, sagte Herr Pagani vergnüglich und strich sich schmunzelnd den schwarzen Backenbart, so als stecke er eben ein großes Kompliment ein.

„Aha, die Damen haben bemerkt, woran sie sind. Wohl kann ich den Damen Aufschluß geben über die Dinge, die sich hier zutragen“, fuhr er wichtig fort, „denn mir ist vieles bekannt, weniges verborgen in Albano. Sehen Sie, meine Damen, Sie haben es erkannt: die Witwe Bertolini ist eine Römerin, sie ist nicht von hier, sie ist eine Römerin, wie ich ein Römer bin; wir sind die einzigen Römer in Albano. Da liegt der Schlüssel zu ihrer Erscheinung: die Witwe Bertolini ist eine Römerin. Nun müssen die Damen wissen: So lebte die Witwe Bertolini nicht immer, sie hat bessere Tage gesehen. Der Bertolini war ein wackerer Mann und ein schöner Mann und ein durchtriebener Kopf.

Damals hätten meine Damen die Frau Bertolini sehen sollen, wenn sie auszog im Kostüm an der Seite ihres Mannes. Es war das größte Paar in Albano, das schönste weitaus. Sie wußte sich auch zu kleiden, und der Bertolini wollte es haben und konnte es, denn er hatte den besten Handel in Albano, und unter seinen Händen wurde aus allem 'was Rechtes. Da hielt er neben dem Handel zum Vergnügen den Majaletisch — denn er war ein gesellschaftlicher Mann — und man traf sich bei ihm am Majaletisch oder zum Schluck Wein, da war immer gute Gesellschaft, ich war selbst öfter dabei, und manches gute Wort haben wir da gewechselt im Kreise an Bertolinis Tisch. Und was mußten wir erleben! Er, der Kräftigste von uns allen, ihn packt das Fieber, in drei Tagen ist Bertolini gesund und tot."

Hier hielt Herr Pagani ein wenig inne; aber ehe noch Helmina die Frage, die ihr auf den Lippen schwebte, aussprechen konnte, hatte Herr Pagani sie schon vorausgesehen und antwortete darauf: „Warum die Witwe Bertolini den blühenden Handel nicht fortgesetzt hat, wollen Sie fragen, meine Dame? Ja, warum nicht? Kaum hatte der Mann die Augen geschlossen, so kam die ganze Verwandtschaft über sie her; einer hatte sein Geld in dem Handel, der andere hatte mitspekuliert, der dritte hatte das Geschäft schon halb von Bertolini übernommen, und alle hielten darin zusammen, daß die Frau nichts mehr damit zu thun habe, und sie war eine Fremde und stand allein; so haben sie ihr alles wegbewiesen und ihr von allem nichts gelassen als den Majaletisch. Und über das gute Geschäft könne sie nur froh sein, haben sie ihr gesagt. Aus dem Hause, wo sie mit dem Manne gewohnt hatte, mußte sie fort, das

war nun zu teuer für sie; aber aus der Heiligen-Pauls-Straße wollte sie nicht weg; ein paar Häuser weiter unten konnte sie in das Loch einziehen, wo sie jetzt ist, und da sitzt sie nun drin. Aber wie hat sich die Witwe Bertolini benommen? Von stundan, da sie allein war, hat sie den Majaletisch regiert, als wäre sie's immer gewohnt gewesen, und vom Morgen bis zum Abend sitzt sie und arbeitet, und keiner hat je Klageworte von ihr gehört, aber auch nicht viel' andere, denn sie hat nicht der Frauen Art, denkt mehr, als sie sagt. Als ich sie zum erstenmale besuchte nach dem Schicksalsschlage, da machte sie kein Geheul und Wimmern, wie es ein Mann nicht ertragen kann; sie setzte mir einen Stuhl unter die Thür und sagte: ‚Der Ort ist neu, Herr Pagani, aber die Freundschaft ist die alte.' Ich that einen Blick in den Kellerraum hinein und sagte: ‚Witwe Bertolini, sie haben Euch wenig gelassen.' Da nahm sie ihren kleinen Jungen an sich und sagte: ‚Gott sei Dank, das Beste haben sie mir nicht genommen.' Dieses ist die Witwe Bertolini, meine Damen."

„Aber", sagte hier Helmina, die wie ihre Begleiterin der Erzählung mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatte, „glauben Sie denn, daß die Frau mit diesem Geschäft sich je wieder emporarbeiten wird?"

Herr Pagani zuckte die Achseln.

„So viel ist nicht mit dem Geschäft, aber Frau Bertolini arbeitet noch anderweitig und hat Pläne im Kopf; wenn erst der Junge oben ist und schlägt nicht aus der Art, so können sie noch gute Tage sehen mit einander."

„Ach bis dahin!" rief Helmina aus, „da werden sie in dem Kellerloche lange zugrunde gegangen sein. Wie

können sie da drinnen leben in der Regenzeit, wo man doch nicht mehr auf der Straße wohnen kann."

„Dann sitzen sie innerhalb der offenen Thür und haben nicht immer warm; aber klagen hört man die Witwe Bertolini nicht, wie diejenigen, die in den Lumpen geboren sind und vom Bettel leben; nein, sie bewegt nicht oft den Mund, dafür desto mehr die Finger, — das hält wärmer, meine Damen!"

Kapitel VI.

Ein Geheimnis.

Während des langen Gesprächs war die Sonne nicht stillgestanden, und Helmina bemerkte mit Schrecken, daß sie eben am Untergehen war, und noch war ja mit dem Eseltreiber eine lange Unterredung und Abrede nötig. Die Damen wandten sich von ihrem Hauswirte der Straße zu; in der Besorgnis aber, daß sie einem Unrechten in die Hände kommen könnten, rief er ihnen noch mit ausgestrecktem Arme nach: „Dort, meine Damen, an der Ecke von Europa steht Giuseppe." Damit war nun nicht der Weltteil, sondern das alte, graue Gasthaus gemeint, das, vorüber der Heiligen-Pauls-Straße, am belebtesten Punkte von ganz Albano stand, wo immerfort eine Schar von Menschen versammelt stand, die gewöhnlich so lärmten und schrieen und mit den Armen

in der Luft herumfuhren, daß man fortwährend Mord und Totschlag unter ihnen erwartete. Die Unterhaltung war aber friedlich gemeint und betraf gewöhnlich den Gewinst von den Fremden durch Eselsritte und Führerdienste. Als die Damen sich der Gruppe nahten, trat der dicke Giuseppe majestätisch vor und zog seinen spitzen Hut weit herunter, denn er ahnte, daß die Erscheinung der Damen einen Bezug auf seine Esel haben könnte. So war es auch. Helmina erklärte, daß sie zwei bewährte Esel wünsche, um am folgenden Tage die Tour nach Nemi und wieder zurück zu machen, und fragte den Giuseppe um den Weg und wie die Reise dahin zu machen sei.

Giuseppe beschrieb weitläufig die schöne Straße, die über Genzano den See entlang nach Nemi führe; um zurückzukehren, gebe es einen andern Weg, länger und sehr einsam, aber darum nicht weniger schön, die ganze Zeit im tiefsten Schatten durch dichtes Gehölz und Buschwerk führend, wo die Baumwipfel so in einander verschlungen seien, daß man kein Stück Himmel mehr sehe und so stundenlang wie in einer geschlossenen grünen Laube dahinreite. Um dieser bebuschten Umgebung willen hieß der Weg auch: „Durch die Büsche“.

Diese Beschreibung gefiel Helmina; sie erklärte gleich, diesen Weg machen zu wollen. Giuseppe sollte um 10 Uhr am folgenden Morgen die Esel bereit halten beim Hotel Roma, dann würde man abreisen über Genzano den See entlang nach Nemi; da würde ein kleiner Halt gemacht und nachher durch die Büsche heimgekehrt.

Giuseppe fand die Sache nicht so einfach. Wenn man erst um 10 Uhr fortginge und den Heimweg durch die Büsche nehmen wollte, so käme man später zurück, als er gerechnet

habe, denn der Weg durch die Büsche sei viel länger als der andere, und so müßte man sich noch um einen Führer umsehen, denn für den späteren Nachmittag habe er schon einer Herrschaft zugesagt, die den Monte Cavo im Mondschein besteigen wolle; da müsse er selbst mitgehen. Es würde sich aber wohl noch ein Führer finden, meinte er dann und kehrte sich zu der Gruppe von Leuten, die umherstanden und zuhörten, wie die Abrede vor sich ging. Vornan stand ein Mann mit struppigem Haar und zwei so auseinanderschielenden Augen, daß man nicht entdecken konnte, wohin er schaute, und auch nicht, wohin er nicht schaute. Diesen stieß Giuseppe ein wenig an mit dem Ellenbogen und sagte: „He, Mateo, du könntest ja mitgehen; was meinst du?“

„Ich denke, ich könnte“, sagte der Mann mürrisch, den bösen Blick, man wußte nicht wohin, gerichtet. „Wird nicht das erste Mal sein, daß ich den Weg mache.“

Nun aber trat Helmina dem Giuseppe näher und sagte sehr bestimmt: „Das ist alles gar nicht nötig, wir haben schon einen Führer, den jungen Peppino da drüben, der wird ja die Wege auch wohl kennen, den nehmen wir mit.“

„Die Wege kennt der Bube schon“, bemerkte Giuseppe; „aber durch die Büsche geht's lange, bis man wieder auf Wege kommt, wo man etwas sieht und hört und Menschen anrufen kann. Wenn es da etwas mit den Eseln gäbe, könnte man weit und breit auf keine Hilfe rechnen.“

Aber Helmina hatte keinen Schrecken vor gefahrvollen Eselsritten und erklärte, sie werde den Peppino bestellen. Mit den Eseln werde sie schon fertig werden, wenn der Junge nur den Weg recht wisse.

Darüber war nun Giuseppe ganz ruhig; der Junge sei

darin gescheiter als mancher Alte, denn dahin gehen die Buben in die Haselnüsse und wissen so Weg und Steg im tiefsten Dickicht herum.

So wurde der Ritt festgesetzt, und die Damen gingen noch in die Heilige-Pauls-Straße hinüber, den Peppino zu bestellen. Die Mutter war eben aufgestanden, um mit ihm zum Ave-Maria zu gehen, und sie sah nicht aus, als wollte sie sich davon abhalten lassen, auch durch die Damen nicht. So wurde schnell die Sache besprochen und festgesetzt. Frau Bertolini machte nur die Bedingung, daß Peppino zur rechten Zeit, nämlich zum Ave, wieder daheim sei, was beschlossen wurde. So kehrten die Damen in ihr Hotel zurück mit den schönsten Aussichten auf einen schönen Reisetag. —

Am folgenden Morgen saß Peppino schon früh auf seinem Schemel und rupfte mit Freuden an seinen Strohhalmen herum, denn er sah einen fröhlichen Tag vor sich. Über alles ging dem Peppino das Herumstreifen am See und übers Land und in den Büschen, und heute sollte es ihm den ganzen Tag lang zuteil werden. Auch der Neo war schon auf seinen Streifzügen und schlenderte eben die Heilige-Pauls-Straße herunter, als ihm auf dem Tische, hinter dem der Peppino saß, etwas in die Augen fallen mußte; er kam schnell heran und streckte den Hals hinüber, um besser zu unterscheiden, was so gut aussah.

„Gieb mir die große Zwiebel“, sagte er dann zu Peppino, indem er schon die Hand danach ausstreckte.

„Laß sein!“ rief Peppino so laut, daß Neo seine Hand erschrocken zurückzog; aber der Schrecken ging bald vorüber.

„Du dummer Peppino“, rief Neo jetzt, „du brauchst mich nicht zu erschrecken; du wärst froh, wenn du wüßtest,

was ich weiß; aber ich sag' es dir nur, wenn du mir die Zwiebel giebst."

„Es ist mir gleich, was du weißt!" sagte Peppino stolz, „und die Zwiebel kriegst du nicht."

„Ja gleich", spottete Neo, „weil du gar nichts weißt von allem, du dummer Peppino, wenn es doch dich angeht; wenn du wüßtest, was es ist, dann wolltest du schon von mir wissen, was ich weiß."

Peppino gab keine Antwort.

„Giebst du mir die Zwiebel, wenn ich es dir sage?"

„Nein!"

„Was giebst du mir denn?"

„Nichts."

„So mußt du auch gar nichts wissen!" rief jetzt Neo erbost. Aber er hatte noch nie etwas für sich behalten können, er mußte alles dem Peppino vorschwatzen, so war er's gewohnt; nur einen kleinen Profit wollte er diesmal aus der Sache ziehen, das schien sie ihm doch wert. Er hatte sich wieder auf etwas besonnen.

„Peppino", fing er wieder an, „es ist ein Geheimnis, aber ich will dir's sagen, wenn du mir alle Nüsse bringst, die du findest in den Büschen, willst du?"

„Ja, so sag das Geheimnis", entgegnete nun Peppino, „wer hat dir's gesagt?"

Unterdessen war Peppinos Mutter herausgetreten und hatte sich an ihre Arbeit unter die Thür gesetzt. Neo schaute nach ihr hin, kam dann ganz nahe an Peppino heran und flüsterte diesem eine Zeit lang in die Ohren.

„Peppino", sagte die Mutter, „wenn du bis um 10 Uhr deine Arbeit fertig machen willst, so hast du keine Zeit mehr zu verlieren, und du, Neo, siehst du, da kommt dein Vater

die Straße herunter, vielleicht hat er auch etwas für dich zu thun."

Wie ein Blitz schoß Neo auf diese Nachricht empor und wollte um die Ecke herumhuschen und verschwinden. Aber sein Vater hatte ihn schon gesehen und pfiff ihm schrill durch die Finger. Neo kehrte um und schlich dem Vater entgegen; dann verschwanden sie beide mit einander um die Ecke. Es währte aber kaum eine halbe Stunde, so rannte Neo wieder daher; diesmal schlenderte er nicht, wie gewöhnlich, er schoß völlig auf den Peppino zu. Die Mutter war eben in die Wohnung hineingetreten; dennoch sprach Neo ganz leise und heimlich, aber mit großem Eifer auf den Peppino ein, und zuletzt sagte er dreimal hinter einander: „Versprich's noch einmal, versprich's noch einmal, und schlag es mir in die Hand ein!"

Peppino gehorchte und schlug sein Versprechen in die hingehaltene Hand ein, indem er ganz mitleidig auf den schlotternden Neo blickte, der struppiger und verwilderter aussah als je und sichtlich in Angst und Schrecken stand, denn sein Schlottern kam nicht von Kälte her an dem sonnigen Morgen, und so scheue Blicke warf er gewöhnlich auch nicht nach allen Seiten.

Als nun Peppino zum drittenmal fest versprochen hatte, ging Neo davon, und aus der Thür trat die Mutter mit Peppinos gutem Wams in der Hand. Das sollte er anziehen und dann sich auf den Weg machen, denn es war gleich 10 Uhr. Mit leuchtenden Augen wanderte Peppino die Straße hinaus und stand unter der Halle des Hotel Roma, als eben die Esel herantrabten.

Kapitel VII.

Ein wunderlicher Reisebegleiter.

Die Damen standen schon vor der Thür, sie setzten sich alsbald in die Sättel, und die Esel schritten stolz auf die sonnige Straße hinaus und trabten gegen die baumbewachsenen Abhänge von Ariccia hin. Nebenher trabte fröhlich Peppino mit einem langen Stock in der Hand, von Zeit zu Zeit die Esel zum Weitertraben ermunternd mit einem nachhelfenden Stockstoß oder einer liebevollen Anrede. So gelangte die fröhlich ausziehende Gesellschaft bis zu der Anhöhe, die gegen Genzano hinaufsteigt. Hier gingen die Esel nach ihrer Gewohnheit in einen behaglichen Spazierschritt über. Peppino legte seine Keule auf die Schulter, wie ein ausruhender Krieger, und machte ungeheure Schritte, um mit den Eseln vorwärts zu kommen und doch nicht mehr zu traben, nun sie es auch nicht mehr thaten.

Helmina hatte mit großem Wohlgefallen dem dienstbeflissenen Begleiter zugesehen, mit welchem Feuereifer er seine Esel zu ihrer Pflichterfüllung anhielt. Nun aber bei dem besänftigten Schritt im Hinansteigen konnte sie ihrem Wunsche folgen und ein Gespräch mit dem Peppino anknüpfen. Sie winkte ihm, daß er neben ihr hergehe, denn die Esel wußten schon lange ihren Weg ganz auswendig, und es war durchaus keine Führung nötig.

„Sag mir einmal, Peppino“, fing Helmina an, „wo schläfst du eigentlich?“

„In meinem Bett“, antwortete Peppino ohne Zaudern.

„Ich meine, in welchem Raume? Dort in dem Erdgeschoß habe ich nur ein Bett gesehen an einer Wand und an der andern eine Pritsche, und dann den Kochherd, und dann nichts mehr als einen Schrank.“

„Dann ist da nichts mehr“, sagte Peppino ernsthaft; „auf die Pritsche legt am Abend die Mutter mein Bett, und wenn der Majaletisch noch drinnen steht am Abend, dann könnte nichts mehr hinein!“

„Wo ist denn der Wein, der in die schönen Flaschen gegossen wird, wenn sie leer sind?“

„Da ist neben dem Kochherd ein Loch, und unten steht ein Faß, da liegt ein Laden darüber. Und in dem Schranke hat die Mutter alle Kleider, aber die schönen nimmt sie nicht mehr heraus, seit wir da unten wohnen, denn jetzt ist alles anders — aber nicht mehr lange.“

Peppinos Augen funkelten, wie er so sagte, und seine Nasenflügel gingen ganz heftig auf und zu, daß man sehen konnte, eine große Bewegung arbeitete in seinem Innern.

„Warum nicht mehr lange, Peppino?“ fragte Helmina wieder.

„Weil ich jetzt bald ein Mann bin, und dann muß die Mutter nicht mehr so leben; ich weiß, was ich thue in zwei Jahren, oder doch sicher in dreien.“

„Wie alt bist du jetzt, Peppino?“

„Zehn Jahre.“

„So, und wenn du nun ein dreizehnjähriger Mann bist, was willst du dann thun?“

„Dann, dann, dann kann ich thun, was die Mutter im Sinn hat, und sie muß nicht mehr so viel arbeiten noch am Abend hinter der Thür, wenn sie zugeschlossen ist und sonst niemand mehr arbeitet.“

„Was hat denn deine Mutter im Sinn, Peppino?"

„Ich sage es keinem in Albano. Die Mutter sagt: man müsse nie davon reden, was man thun wolle, sonst thun es die anderen, während man redet; sie redet auch nie mit einem Menschen davon, aber zu Ihnen könnte ich es schon sagen."

Peppino hatte schnell gemerkt, mit wem er es zu thun hatte; es war auch sehr deutlich in Helminas freundlichen Blicken zu lesen, wie gut sie es mit ihm meine.

„So sag es mir einmal, Peppino, ich werde es keinem Menschen wiedersagen", fuhr Helmina fort.

„So will ich's sagen."

Peppino nahm hier seinen Stock von der Achsel und stützte sich darauf, als kämen ihm so die Gedanken mehr der Ordnung nach heraus, wenn er an der festen Stütze Schritt für Schritt dahinging.

Dann fing er an: „Der Vetter Philippo hat jetzt den Handel, der dem Vater gehörte, und er geht viel im Land herum und ist nicht daheim, und die Mutter sagt, der Handel sei lange nicht mehr so viel wert, wie unter dem Vater. Und der Vetter hat den Handel der Mutter wiedergeben wollen, aber nur für Geld, das hat die Mutter nicht; aber sie wollte den Handel gern wieder, denn sie hat den Majaletisch nicht gern, weil so viele Leute kommen und lärmen und so thun, wie es ihr nicht gefällt. Und jetzt arbeitet die Mutter immer fort, so viel sie kann, daß sie einmal noch so viel Geld bekommt, daß sie den Handel wiederhaben kann dafür. Aber wenn sie noch nicht genug hat in zwei Jahren, oder höchstens in dreien, dann will ich schon auch etwas sagen, dann bin ich ein Mann und kann etwas, denn die Mutter hat mit dem Pater Benedetto bei

den Kapuzinern oben abgeredet, daß ich alle Regentage und manchmal auch am Morgen ganz früh hinaufgehe; dann lehrt er mich rechnen und schreiben, das brauche ich zum Handel, und wenn wir ihn dann wiederhaben, dann ziehen wir aus dem dunkeln Winkel weg und kommen in das Haus zurück, wo wir mit dem Vater waren, und dann sieht die Mutter wieder aus wie früher und ist auch wieder froh."

Peppino hatte sich in eine völlige Begeisterung hineingeredet; sein Gesicht leuchtete, immer schneller wanderte er mit seinem Stock davon, offenbar hatte er die Esel und sein Fuhrwerk und alles um sich her vergessen.

„Du guter Peppino, wärst du nur so bald ein Mann!" sagte jetzt Helmina mitleidig.

Das weckte den Jungen auf und rief ihn aus seinen Phantasieen in die Wirklichkeit zurück. Er stand plötzlich still. Der Esel hinter ihm hatte, gehorsam nachfolgend, auch einen guten Schritt angeschlagen, nun stand er auch still, und so that sein Nachfolger; so stand auf einmal alles still, aber es war nicht schade.

Eifrig auf die Mitteilungen hörend, die Peppino machte, hatten die Damen ganz vergessen, nach der Aussicht auszusehen, und nun sahen sie mit einemmale den dunkelblauen Nemisee zu ihren Füßen.

Schon lag Genzano hinter ihnen und schimmerte vom Bergrand zum See herunter, und vor ihnen hoch über der Felswand stand das Städtchen Nemi mit den festen, altersgrauen Schloß.

Die Gesellschaft war auf dem schmalen Wege angelangt, der am Bergrande hinführt bis nach Nemi, immer die liebliche Aussicht auf den See und das hohe Ufer drüben von Genzano gewährend.

In kurzer Zeit war man auf dem schönen Wege am Reiseziel angelangt, und an der kleinen, steinernen Treppe der Schenke, mit der offenen Laube, verließen die Damen ihre Esel und stiegen hinauf in die Laube, wo der schönste Anblick ihrer wartete.

Vor ihnen lag der schimmernde See; durch die hangenden Rebenranken am Dache schien die Sonne freundlich auf den Steinboden der Laube. Auf dem Tische stand eine Flasche mit funkelndem Wein und daneben ein Teller voller ganz sonnengoldener Trauben. Dabei lag ein großes Stück Käse, weiß und appetitlich anzusehen, nebst einem runden, braunen Brote; das letztere hatte die behäbige Wirtin wohl eben erst aus dem Ofen genommen, so frisch sah es aus. Diese selbst stand lächelnd neben der offenen Küche und schaute zu, welchen Eindruck ihre Aufwartung auf die herannahenden Reiterinnen machen würde.

Helmina that einen Ausruf der Freude, als sie eintrat, denn hier zu sitzen unter den Weinranken, in lieblicher Luft und sonniger Aussicht und da ein kleines, fröhliches Gelage abzuhalten, war ihr über die Maßen ansprechend. Gleich schaute sie nach dem Peppino aus, und da sie ihn unten bei den Eseln stehen sah, winkte sie ihm herauf. Er kam und blieb ganz bescheiden an der Treppe stehen.

„Komm hierher, Peppino, hier mußt du dich setzen, neben mich", rief ihm Helmina zu; „wir wollen ein frohes Mahl mit einander halten."

Peppino zögerte; er blickte die Wirtin an, ob sie etwa mißbillige, daß er sich neben die fremde Dame hinsetze, denn Peppino war's gewohnt, in unsicheren Fällen immer nach der Mutter Augen zu schauen, um gleich den Weg zu wissen; so schaute er unwillkürlich nach der Wirtin.

Diese winkte ihm freundlich zu und sagte: „Ich meine, du hast's heute gut getroffen, Peppino. Sitz dort zu der Dame, wenn sie dich einladet."

Nun setzte sich Peppino ganz höflich hin, und Helmina legte ein ungeheures Stück von dem braunen Brot und eins vom weißen Käse darauf vor ihn hin und stellte ein Glas von dem schönen Wein daneben, und Peppino biß nun fröhlich hinein, denn er hatte von der Morgenreise einen guten Appetit bekommen und es sah alles so gut aus. Auch die Damen ließen sich's schmecken in der kühlen Laube und konnten es nicht genug bekommen, hinüberzuschauen nach dem stillen See und dem alten, grauen Schlosse mit den festen Türmen. Aber sie erinnerten sich, daß der Heimweg länger sein würde, als der Herweg, und da Peppino ganz ernstlich für alles Essen gedankt hatte und nichts mehr wollte, sagte Helmina: „Nun geh, Peppino, und mach die Esel zurecht, wir gehen zu Fuß voraus bis oben zum Schloß, da geht ja der Weg vorbei, den wir jetzt machen wollen, durch die Büsche."

„Der andere ist schöner", sagte Peppino.

„Es kann wohl sein, den haben wir eben gesehen, nun wollen wir auch den andern sehen."

„Der Weg am See ist viel schöner, wir wollen lieber den Weg wieder machen", meinte Peppino.

„Nein, nein", lachte Helmina, „wir wollen wirklich den andern machen; was fällt dir denn mit einemmale ein, Peppino?"

„Der Weg durch die Büsche ist manchmal naß und sumpfig", sagte jetzt Peppino mit kläglichem Ton.

„Was hat doch der Junge? Klara, verstehst du das, er war doch sehr ordentlich bis jetzt; wie kann er auf ein-

mal so eigensinnig werden?“ fragte Helmina ärgerlich, zu Klara gewandt.

„Vielleicht ist er müde“, antwortete diese, „und der Weg durch die Büsche soll ziemlich viel länger sein.“

„Ach was, müde, er läuft ja wie ein Reh“, rief Helmina aus. „Wart' nur, du eigensinniges Bürschchen, wir wollen doch sehen, wer Meister wird.“

Sie wandte sich wieder zu ihm: „Willst du uns durch die Büsche führen, oder willst du nicht, Peppino?“

„Der andere Weg ist viel schöner, und die Esel gehen ihn sicherer“, antwortete Peppino.

„Sicherer, du Eigensinn! Diese Esel gehen so langsam und sicher, daß man an den gefährlichsten Stellen nichts von denen zu befürchten hätte. Willst du uns durch die Büsche führen, oder nicht?“

„Es ist manchmal feucht in den Büschen, und die Esel können ausglitschen“, war Peppinos Antwort; er blickte aber nicht auf, wie sonst, mit seinen hellen Augen, sondern schaute auf den Boden und redete in einem ungewohnten, kläglichen Ton.

„Was der hat, begreife ein anderer“, rief Helmina ärgerlich. „Jetzt hör, Peppino, das sage ich dir bestimmt: durch die Büsche reiten wir nachhause, das steht fest; kommst du mit uns, so ist's gut, kommst du nicht, so machen wir den Weg allein, wir werden ihn schon finden; man trifft immer jemand an, den man fragen kann. Aber das will ich dir noch sagen, ich hätte nicht von dir erwartet, daß du so störrisch sein könntest; ich hatte ein so gutes Zutrauen zu dir, daß ich dich allen anderen Führern vorzog, und nun lohnst du es mir so; das ist nicht schön von dir, Peppino.“

Peppino war über diese Rede ganz bleich geworden; er sagte kein Wort mehr und lief zur Thür hinaus. Wie er fort war, mußte sich Helmina noch einmal aussprechen über ihren Ärger und ihre Täuschung in dem Jungen, den sie so liebgewonnen hätte, daß es ihr ein großes Leid wäre, ihn so launisch oder eigensinnig zu sehen, so daß sie gar nicht mehr die gute Meinung von ihm haben könnte.

Klara suchte sie zu besänftigen und stellte ihr vor, wie jung Peppino noch sei, er könne am Ende doch müde sein oder sonst noch eine kindische Anwandlung haben; deswegen könne man ihn nicht gleich so verurteilen und aufgeben. Aber Helmina schaute auf den See und war sehr verstimmt.

Unterdessen lief Peppino einen steilen Fußweg hinab, gegen den See hin; da stand ein Häuschen in den Bäumen, dort wohnte der lange Gasparo, der weit und breit bekannt war; so kannte ihn auch Peppino, denn an Märkten und Festtagen war er oft schon am Majaletisch erschienen. Gasparo war ein junger Bursche, der nicht für besonders gescheit galt, aber er hatte die längsten Arme und Beine, die man finden konnte, und diese langen Arme waren wie Holzschlägel so hart, und keiner ließ sich gern mit ihm in einen Streit ein, denn wen der Gasparo durchprügelte, der hatte für manchen Monat genug und kam diesem Kämpfer nicht mehr in den Weg. Der lange Gasparo sprach auch meistens vom Durchprügeln, denn das war seine Freude.

Als Peppino an dem Häuschen stille stand, trat ihm Gasparo mit einem großen Knüppel in der Hand entgegen, er hatte damit hinten am Haus etwas in den Boden hineingeschlagen.

„Gasparo“, sagte Peppino, „willst du etwas thun für ein Trinkgeld?“

„Ja natürlich“, antwortete Gasparo. „Und warum siehst du aus, wie wenn dich einer abprügeln wollte; oder bist du schon durchgebläut?“

„Nein, nein“, sagte Peppino beruhigend, „ich bin mit zwei Damen gekommen, auf Eseln, und jetzt wollen sie durch die Büsche heimreisen, und ich kann nicht mitgehen. Wenn du mitgehen willst, Gasparo, so geb' ich dir das Trinkgeld vom ganzen Tag.“

„Ja, ich will“, sagte Gasparo und warf seinen Knüppel auf die Seite.

„So komm!“

Gasparo besaß gerade ein Hemd, eine Hose und ein Wams; so nahm ihm das Kleiderwechseln keine Zeit weg. Die beiden schritten also der Schenke zu und standen schon bei den Eseln, als dem Gasparo etwas in den Sinn kam, das er zuerst nicht aufgefaßt hatte, denn er konnte nur einen Gedanken auf einmal behalten, und bis jetzt hatte er dem Verdienen eines Trinkgeldes nachsinnen müssen. Jetzt kam ihm ein Gedanke, der machte ihn ganz staunen.

„Warum gehst du nicht selber mit und verdienst das Trinkgeld?“ fragte er, Mund und Augen weit offen vor Erstaunen.

„Ich kann nicht“, entgegnete Peppino, sichtlich bewegt, da er nun die Esel übergeben und die Damen nach den Büschen abreiten sehen sollte.

„Warum kannst du nicht?“ fragte Gasparo weiter.

Nun übermannte die innere Bewegung, die er bis jetzt hatte zurückhalten können, den Peppino gänzlich. Er warf sich auf den Boden, das Gesicht gegen die Erde gekehrt,

und ächzte und stöhnte: „Ich kann nicht, ich kann nicht.“

„Wenn du nicht kannst, dann hast du einen Dorn im Fuß“, bemerkte Gasparo. „Steh auf, ich zieh' dir ihn heraus.“

„Nein, nein“, stöhnte Peppino und drückte sein Gesicht noch mehr in den Boden hinein.

Jetzt tönte Helminas Stimme von der Laube herunter: „Peppino, ist alles bereit? Wir wollen den Augenblick fort, ob du mitkommst oder nicht.“

Hierauf kletterte der lange Gasparo die Treppe hinauf und stand vor den Damen, die über seinen Anblick sehr erstaunten.

„Er liegt unten auf dem Boden“, sagte Gasparo ohne weitere Einleitung. „Er hat einen Dorn im Fuß und kann nicht gehen; ich will durch die Büsche gehen mit den Eseln und bekomme das Trinkgeld.“

Waren die Damen über den Anblick des langarmigen Gasparo schon erstaunt, so wurden sie es noch viel mehr durch seine Rede.

„Also das ist der Grund dieser hartnäckigen Weigerung!“ rief Helmina aus. „Der arme Kerl! gewiß hat er rechte Schmerzen; aber weswegen sagt er denn nichts? da muß man doch zusehen.“

Damit rannte Helmina die Treppe hinab, Klara kam hinter ihr her und zuletzt stolperte Gasparo hinunter. Da lag Peppino noch auf demselben Platze und rührte sich nicht.

„Komm, Peppino, zeig deinen Dorn, vielleicht können wir dir helfen“, sagte Helmina mitleidig. „Warum sagst du auch kein Wort davon?“

Peppino gab ein erbarmungswürdiges Gestöhn von sich, aber er bewegte sich nicht.

„Jetzt!“ sagte der lange Gasparo, indem er mit beiden Eseln, die er an den Lederriemen am Kopf ergriffen hatte, so nah als nur möglich an die Damen herankam.

„Ich glaube wirklich, wir müssen der kurz ausgedrückten Aufforderung dieses Kobolds folgen“, sagte Klara; „wir dürfen nicht länger zögern, denn in die Nacht hineinkommen wollen wir nicht auf diesem einsamen Wege. Ich will droben der freundlichen Wirtin den Jungen empfehlen, sie wird ihm schon zu helfen wissen.“

Aber der Helmina war alle Lust vergangen, durch die Büsche zu reiten, seitdem als Begleiter der affenartige, von Schmutz starrende Gasparo aufgetreten war, und allein den Weg zu finden, war doch vielleicht schwierig, da Peppino ohne alle Aufforderung schnell einen Führer herbeigeholt hatte.

„Weißt du, Klara“, sagte sie zu dieser gewandt, „mir liegt nichts mehr an diesem Wege; wenn es dir recht ist, so machen wir wieder denselben Weg, Peppino muß ja doch auch heim, und ich weiß, wie wir's dann machen.“

Klara war ganz einverstanden, und Helmina zog nun ein Papierchen hervor und hielt es dem Gasparo hin. „Da nehmt“, sagte sie, „da ist das Trinkgeld, jetzt könnt Ihr wieder gehen.“

Gasparo hatte vor Verwunderung gar keinen Ausdruck mehr in seinem Gesicht. Er mußte aber doch gefaßt haben, wie sich alles verhielt, denn er ließ jetzt die Esel los und sagte: „Es ist gut so. Und du hier am Boden, du mußt nur nach dem Ave rückwärts aus der Kirche gehen und

unter der Thür dreimal sagen: ‚Dorn im Loch!‘ dann dorrt der Dorn ab.“ Damit ging er seiner Wege.

„Jetzt steh auf, Peppino“, sagte nun Helmina bestimmt. „Sieh, wir wollen nicht durch die Büsche gehen, sondern über Genzano, das kann ich zu Fuß machen, und du kannst auf meinem Esel reiten.“

Kaum hatte Helmina das Wort gesprochen, so sprang Peppino wie ein Blitz auf seine beiden Füße und stand ganz sicher darauf. Obschon er nun einen erbarmungswürdigen Anblick darbot mit seinem bleichen Gesicht und verwilderten Haar, so mußte doch Helmina auflachen, als sie ihn so aufschnellen sah wie das Männlein in der Schachtel, wenn man am Deckel drückt.

„Zeig mir nun deinen Fuß“, sagte sie dann, „wo thut er denn weh?“

„Er thut nicht weh, und ich kann schon heimgehen“, sagte Peppino.

Die Damen sahen sich mit der höchsten Verwunderung einander an.

„Aber, aber, Peppino“, sagte dann Helmina sehr ernsthaft, „bist du denn ein völliger Komödiant? Glaubst du denn auch, daß man noch Vertrauen zu dir haben kann?“

Peppino stand da wie ein armer Sünder und ließ den Kopf hängen. Er sah aber so komisch aus in seiner Zerknirschung, daß es Helmina nicht gelang, ihren Ernst beizubehalten, sie mußte ein Mal über das andere herauslachen, auch noch, als sie wieder auf ihrem Esel saß und die Gesellschaft nun endlich wohlgeordnet sich auf der Heimkehr befand.

Durch diese Ausbrüche der Heiterkeit hatte sich denn auch über das melancholische Gesicht des Peppino wieder

einige Helle verbreitet, und er trabte wieder zuversichtlich einher, doch immer ein wenig stutzend, wenn Helmina ihm von Zeit zu Zeit mit ihrem Eselsrütchen auf die Achsel klopfte und etwa sagte: „Peppino, Peppino. Mit dir muß ich doch noch einmal abrechnen."

Kapitel VIII.

Das Geheimnis kommt heraus.

Am folgenden Morgen schien die Sonne so früh und so hell über die Campagna hin, daß Helmina darüber erwachte und hoch auffuhr; vielleicht war sie auch vom vorhergehenden Tage noch ein wenig aufgeregt.

„Klara", rief sie in das anstoßende Zimmer hinüber, „wir wollen hinaus, gleich, es ist der schönste Morgen."

Klara war's zufrieden, und in der größten Schnelligkeit waren die beiden Damen bereit und stiegen schon die Heilige-Pauls-Straße hinauf, wo es noch still war. Oben auf der Höhe angelangt, mußten sie still stehen und ihrem Entzücken über den Anblick des Morgengoldes auf dem See und der leuchtenden Eichen in der Morgensonne Luft machen. Dann gingen sie unter den alten Eichen hin bis zum Kapuzinerkloster; da war alles ganz still und menschenleer. Doch an der Ecke des Kirchleins bemerkte Helmina auf einmal eine kleine Figur, die stand an der Mauer geduckt und nach vorn gebeugt, wie wenn sie auf jemand lauerte.

„Sieh dort den kleinen, struppigen Kerl an; was will der hier in der Frühe?“ rief Helmina aus. „Ich glaube, den haben wir auch schon gesehen, nicht?“

„Freilich, schon mehrmals“, entgegnete Klara; „es ist ja der kleine Kerl, den man immer hinter Peppino sieht: Neo heißen sie ihn. Auf wen er nur hier lauert?“

Die Damen gingen einige Schritte gegen den See hin und verschwanden hinter einem der Heiligenhäuschen, die da stehen und nach der Seite des Sees hin immer einen Sitz darbieten, auf einer steinernen Bank, die daran festgemacht ist. Da setzten sie sich hin, nach hinten, dem Platz zu, von dem Heiligenhäuschen gedeckt nach vorn, gegen den See hin die schönste Aussicht genießend. Aber kaum waren sie stillschweigend einige Minuten dagesessen, als hinter ihrem Rücken ein ganz erstaunlicher Lärm und Spektakel losging.

„Du hast alles verraten, du hast alles verraten“, schrie ein Mal über das andere eine in den lautesten Tönen ganz wütende Bubenstimme; „du bist ein Lügner und ein Schurke und ein Verräter, und du hast alles ausgeschwatzt und bist an allem schuld.“

Darüberhin so laut als möglich schrie ein anderer: „Es ist nicht wahr! Es ist nicht wahr! Du bist ein undankbarer Kerl, und es ist schade, wenn man dich schont.“

Dann schrie der eine wieder und dann der andere, und dann beide auf einmal und immer ärger.

„Und weißt du“, kreischte der eine, „heut' Abend schlägt mich der Vater tot, er hat's gesagt, wie er heut' morgen heimkam und sagte, ich habe dir alles verraten, und er wolle mich gleich zusammenschlagen; aber da kam der Nachbar herein, und ich konnte durch die Thür hinausschlüpfen

und bin hierher gekommen und habe auf dich gewartet, bis du vom Pater Benedetto herauskämst; und jetzt will ich dir's sagen, weißt du, Peppino: ich will nicht allein die Prügel; wenn ich die meinigen habe, so bekommst du die deinigen auch, der Vater findet dich schon."

Jetzt erhob Peppino seine Stimme, die vor Zorn völlig zitterte. „Hör du, Neo", rief er, „du bist der allergrößte Lump auf der ganzen Welt. Ich habe so viel für dich ausgehalten, weil ich dir versprochen hatte, alles zu verschweigen, und du meinst, dafür lasse ich mich prügeln? Nein, nein, und daß du's wissest: so lange ich lebe, will ich mit dir gar nichts mehr zu thun haben. Ihr seid lauter Räuberpack, die die Menschen berauben und prügeln und mißhandeln, und es ist recht, wenn einmal alles auskommt und ihr werdet eingesperrt in ein festes, großes, altes Zuchthaus!"

„Hörst du's, Klara? da will ich wissen, was das ist", sagte Helmina in hohem Grade aufgeregt und fuhr hinter dem Heiligenhäuschen hervor.

Aber in dem Augenblick, da die beiden Jungen eine Gestalt erblickten, schossen sie auf und davon wie die Blitze und waren nicht mehr zu sehen.

„Hast du's gehört, Klara?" rief Helmina neuerdings. „Man hat uns auch gesagt, hier um Albano sei's unsicher, jetzt siehst du's, und sogar dieser einnehmende Peppino scheint mit solchem Räubergesindel im Verkehr zu stehen. Ich bleibe keinen Tag mehr hier, sie haben's auf uns abgesehen; wer weiß, ob sie nicht hinter den Eichen dort lauern und auf uns stürzen, wenn wir vorbeikommen."

Helmina redete sich in immer größere Aufregung hinein und hörte durchaus nicht auf die Worte, die Klara zu

ihrer Beruhigung vorbrachte; sie rannte unter den Eichen hin und die Anhöhe hinunter gegen die Heilige-Pauls-Kirche und die Straße hinab nach Albano, dem Hotel Roma zu. Hier stand Herr Pagani unter der Halle und lüftete sich, wie er öfters zu thun pflegte. Helmina kam rasch auf ihn zu. „Herr Wirt", sagte sie, „machen Sie unsere Rechnung, morgen früh reisen wir ab."

„Was? Wie?" rief Herr Pagani in der höchsten Überraschung aus. „Die Damen haben für einen Monat bei mir gemietet, und nach zehn Tagen ihres Aufenthalts beschließen sie, mein Haus zu verlassen?"

„Wir werden unsere Zimmer für den Monat bezahlen, das versteht sich, aber morgen reisen wir", entgegnete Helmina bestimmt.

Aber Herr Pagani war so schnell nicht abgefertigt.

„Meine Damen", begann er feierlich (denn Klara war unterdessen auch angekommen), „meine Damen, ich wünsche zu wissen, woran es mein Haus hat fehlen lassen in Ihrer Bedienung und Verpflegung. Möchten die Damen mir ihren Tadel aussprechen; an der Ehre meines Hauses liegt mir mehr als an der Bezahlung, denn ich bin ein Römer."

„In Ihrem Hause ist alles recht", sagte Helmina; „aber es ist eine Räuberbande hier herum, ich bleibe keinen Tag mehr in dieser Gegend."

Diese Worte hatten eine ungeheure Wirkung auf den Herrn Pagani; er wurde völlig grün vor Aufregung.

„Räuberbande, Räuberbande!" rief er ein Mal über das andere. „Das ist eine teuflische Bosheit, das ist eine Intrigue gegen mich; mein Haus soll fallen, mein neues Hotel soll ruiniert werden. Aber die Albaner sollen sehen, was

ein Römer ist. Räuberbande! Hier, meine Damen, hier gelobe ich als Römer: noch ehe die Sonne untergeht, will ich diesen ganzen höllischen Anschlag gegen mich ans Licht ziehen. Werden meine Damen mir die Gefälligkeit erzeigen und mir mitteilen, wie sie zu dieser verleumderischen, mein Hotel untergrabenden Nachricht gekommen sind?"

Helmina erzählte das Gespräch der beiden Jungen, und Herr Pagani wurde etwas nachdenklich bei der Mitteilung; doch zeigte er sich am Schluß ziemlich zufrieden und bemerkte: „Ich habe Namen, ich werde handeln, ich werde mein Gelübde halten. Aber der soll sich vorsehen, der hier Schurkereien treibt, ich werde ihn an seinen Platz stellen, ich, der Römer Pagani; von meinem neuen Hotel soll nicht gesagt werden, daß es steht, wo Schurken und Räuber hausen."

Herr Pagani schnaubte sich in neue Aufregung hinein. Die Damen aber verließen ihn jetzt, und Helmina stieg stracks nach ihrem Zimmer hinauf und warf aus den Truhen und Kasten alles, was darin war, auf den Boden heraus; das war bei ihr der Anfang zum Einpacken.

Kapitel IX.

Das Verhör.

Herr Pagani war mit Schnauben in sein Gesindelokal eingetreten, und gleich darauf schoß ein Junge daraus hervor und die lange Straße von Albano hinaus. An der

Ecke der Heiligen-Pauls-Straße hielt er plötzlich inne und rief: „He, du!" Er mußte mitten im Lauf entdeckt haben, was er suchte, denn er winkte heftig in die Straße hinein. Da saß ganz friedlich die Witwe Bertolini unter ihrer Thür und schaute hier und da mit einem Blick der Befriedigung auf den Peppino, der auf seinem Schemel mit einer Leidenschaft sein Stroh flocht, als müßte heut' alle Arbeit seines Lebens fertig werden. Er kehrte recht zum Verstehen dem struppigen Neo, der hinter ihm stand und hier und da probierte, etwas gegen die Vorderseite zu kommen, den Rücken zu. Es war ihm nach dem großen Streit am frühen Morgen, als er dem Peppino vor Pater Benedettos Thür aufgelauert hatte, langweilig geworden, und er war wieder hergelaufen, mit Peppino zu schwatzen; aber dieser hielt sein Wort: Neo bekam keine Antwort.

So stand er hinter Peppinos Rücken und glotzte herum, als das „He, du!" an ihn gerichtet wurde und die Winke folgten. Neo lief gleich herbei; er war froh, daß etwas vorging.

„Komm mit", sagte der Laufbursche, „schnell, der Meister wartet!"

„Was muß ich?" fragte Neo, sich in Trab setzend, um dem andern nachzukommen.

„Wirst es wohl hören", keuchte der Galoppierende.

Unter seiner Halle stand Herr Pagani mit strenger Miene.

„Komm da herein!" sagte er zu Neo und ging ihm voran in den kleinen, viereckigen Raum neben dem Eßsaal. Da traf ein wunderbarer Anblick Neos Augen: auf dem kleinen Tische stand eine große Schüssel voll weißer Maccaroni mit einem purpurroten Gipfel von Liebesapfel-Gallerte;

davon stieg ein warmer, wohlthuender Dampf zur Decke empor. Herr Pagani stellte den Neo vor den Tisch und sagte: „Da, sieh dies an, und jetzt paß auf, Bürschchen! Dein Vater hat eine Schurkerei gemacht, und du weißt alles ganz gut. Jetzt erzählst du mir von Anfang an alles pünktlich und lässest nichts aus, bis zu Ende; dann gebe ich dir diese Gabel in die Hand, und du issest die ganze Schüssel voll Maccaroni auf, und deinem Vater sage ich nichts von allem. Erzählst du mir aber nicht auf der Stelle alles genau, lässest du aus oder lügst du, so nehme ich dich beim Ohr, führe dich zu deinem Vater und sage: ‚Da, Mateo, prügelt Euren Buben durch, wie er's verdient; dann will ich Euch beim Kragen nehmen und dahin bringen, wo Ihr hingehört.‘ Jetzt sag, was du thun willst, Struppkopf.“

Neo empfand keinen Kampf über die Wahl; Herr Pagani wollte seinem Vater nichts sagen, wenn er erzählen würde, und dazu ihm noch solche Belohnung geben.

„Ich will alles hinter einander sagen, von Anfang an“, antwortete Neo, und auf Herrn Paganis Ermunterung: „Nun denn, heraus damit!“ fing er an und berichtete, was er wußte, viel schneller und zusammenhängender, als er's sonst gewohnt war, denn er schaute von Zeit zu Zeit auf die Schüssel, ob auch der Dampf noch aufsteige, oder ob etwa die Maccaroni kalt würden.

„Der Vater hatte gesagt an dem Abend“, berichtete Neo, „mach, daß du ins Bett gehst, und ich ging ins Bett, und ich schlief nicht, und ich dachte: wenn ich nur wüßte, was der Vater hereingebracht hat, daß seine Säcke so groß waren auf beiden Seiten. Und der Vater machte ein Licht, und er kam und zündete mir in die Augen, und

ich that die Augen zu und schnaufte, und er meinte, ich schlafe. Und er ging in die andere Ecke, wo der Tisch steht, und ich that die Augen auf, und dann wußte ich, was er heimgebracht hatte, weil auf dem Tische vier Flaschen standen. Und der Bartolo kam zur Thür herein, und sie tranken Wein. Und der Vater hatte die zwei Mäntel mit den hohen Kragen herausgenommen, und sonst sind sie immer in der alten Kiste; nur als die zwei jungen Herren im ‚Europa‘ waren, hat er sie auch gebraucht. Und er sagte zum Bartolo: ‚Die Damen wollen nach Nemi und heim durch die Büsche und haben nur den lumpigen Buben von der Witwe mit und sie haben Geld und goldene Ketten vorn angehängt‘, und der Bartolo sagte: ‚Wir können's am besten thun beim Schlangensumpf, aber was machst mit dem Buben, er brüllt wie eine Hyäne‘; und der Vater sagte: ‚Er wird schon zahm werden, ich binde ihm den Mund zu und die Hände auf den Rücken und werf' ihn in die Büsche, und dann ist's bald fertig.‘ Und der Bartolo sagte: ‚Man braucht ihnen sonst nichts zu thun, sie kennen uns nicht und im Mantelkragen gar nicht‘, und der Vater sagte: ‚Wenn sie schreien, so stopf' ich ihnen Erde und Laub ein, bis sie genug haben.‘ Und der Bartolo ging und unter der Thür sagte er: ‚Der dort wird schlafen?‘ und der Vater sagte: ‚Dem hab' ich zuerst nachgesehen, der kann nichts behalten vor dem eingebildeten Witwenbuben; er sollte mir aber so etwas ausbringen, ich schlüge ihn gleich tot.‘ Und der Vater sah zu meinem Bett her, und ich hatte schon die Augen zugethan. Und am Morgen war der Vater schon fort, und ich ging zum Peppino und sagte ihm das Geheimnis, und er versprach, gar nichts zu sagen, keinem Menschen. Und er hat es nicht gehalten. Und der Vater war fort den

ganzen Tag und die ganze Nacht, und ich schlief allein, und am Morgen früh stand ich unter die Thür hinaus, und der Vater kam, und er kam zu mir heran und sagte: ‚Du hast alles verraten, du hast's gehört, wart', ich will jetzt mit dir rechnen.' Und er hatte ein Paket und wollte es noch ablegen und ich fing an zu schreien und zu rufen, so viel ich vermochte, und der Nachbar kam gesprungen und sagte: ‚Was thut Ihr mit dem Buben?' Und ich sprang unter des Nachbars Bein durch und fort zum Kapuzinerkloster hinauf und wartete, bis der Peppino herauskam, und sagte ihm: er habe alles verraten, und heut' Abend, wenn ich Prügel bekomme, so müsse er auch Prügel haben; und dann kam eine Frau, und dann liefen wir fort."

Jetzt stand auf einmal das Rad still, und Neo that einen tiefen Atemzug nach der Anstrengung.

„So ist's recht; hier", damit drückte ihm Herr Pagani die Gabel in die Hand und rückte ihm den Sessel zurecht. „Nun tapfer ans Werk!"

Mit der größten Tapferkeit fuhr nun auch Neo in seine Arbeit hinein und blieb mit solcher Ausdauer daran, daß er nicht eher vom Tisch aufstand, bis das letzte Maccaronifetzchen aus der Schüssel verschwunden war. Jetzt entließ ihn Herr Pagani, und etwas schwerfällig wanderte Neo die Straße hinab, als eben Peppino und der Laufbursche dahergetrabt kamen, gerade so, wie er vor einer Stunde, und Neo dachte: „Jetzt hat's der Peppino gut, der hat noch vor sich, was ich hinter mir habe." Damit meinte er die schöne, dampfende Schüssel.

Wieder stand Herr Pagani unter seiner Halle, und als Peppino herankam und höflich sein Mützchen abnahm, da legte ihm Herr Pagani seine Hand väterlich auf den Kopf

und sagte: „Peppino, mein Sohn, wir kennen uns. Deine Mutter ist eine Frau von Ehre, eine Römerin. Ich möchte mit dir ein Wörtlein reden.“ Damit nahm er den Knaben in sein viereckiges Stübchen hinein, da waren sie allein und nichts weiter zu sehen.

„Nun muß ich eins von dir wissen, mein Sohn Peppino“, sagte Herr Pagani, „und du sollst nicht Angst haben, daß du etwas verratest, denn sieh, ich weiß alles, die ganze Schurkerei, die Mateo an den Damen verüben wollte; nun sage du mir, was hast du davon den Damen verraten?“

„Nichts, gar nichts habe ich verraten, kein Wort“, rief Peppino empört aus, „weil ich es dem Neo versprochen hatte. Ich dachte, die Damen nähmen wieder denselben Weg zurück, wenn ich ihnen sagte, der andere sei schlecht und sumpfig; aber sie wollten nicht, und ich hatte die größte Angst und durfte nichts sagen, und ich meinte, ich müsse ersticken vor Angst, denn die Dame sagte, sie gehe nun allein, wenn ich nicht mitkomme. Da kam mir im Schrecken noch etwas in den Sinn, und ich lief und holte den Gasparo, der so gut prügeln kann, und dachte: der kann sich wehren und den Mateo und den andern zusammenhauen. Da wollten die Damen auf einmal nicht mehr durch die Büsche gehen; aber sie waren bös auf mich und sagten, ich sei ein Komödiant, und jetzt haben sie gar kein Vertrauen mehr zu mir. Aber ich war froh, wie wir auf unserm guten Weg waren und ich die Angst nicht mehr auf mir hatte, daß man ihnen alles nimmt und sie vielleicht in den Sumpf wirft. Aber mit dem Neo will ich nie mehr etwas zu thun haben, gar nie, er ist ein großer Lump, und die Mutter hat es nie gern gehabt, wenn er kam.“

„So, mein Sohn, so ist's recht. Meide die schlechte Gesellschaft und folge den Lehren deiner Mutter, denn sie ist eine ehrenwerte Frau, die Achtung verdient; sie ist eine Römerin."

Hierauf entließ Herr Pagani den Peppino mit großer Freundlichkeit, und dieser lief fröhlich zu seiner Mutter, der er nun alles erzählen durfte, weil doch auch der Herr Pagani alles wußte; vorher hatte er sich gescheut, das Geheimnis zu verraten, das ihm der Neo aufgedrängt hatte, und er hatte nie Geheimnisse gehabt vor der Mutter bis dahin.

Unterdessen sandte Herr Pagani seinen Burschen zu den Zimmern der Damen empor und ließ fragen, ob er die Damen besuchen dürfe. Da aber Helminas sämtliche Habe auf dem Boden lag, so zogen die Damen vor, den Herrn Pagani in seinem Eßsaal zu empfangen, und stiegen in das Lokal hinunter. Hier erzählte nun Herr Pagani mit triumphierendem Lächeln auf den Lippen, daß er schon die ganze Geschichte heraus habe und wie sich alles verhalte, sprach auch mit besonderer Betonung von Peppinos Angst um die Damen und seinem vorzüglichen Einfall, den streitbaren Gasparo zu rufen, da er, um nicht zum Verräter zu werden, nicht reden durfte. Er bat dann die Damen, nun ihre grundlos gewordenen Befürchtungen fallen zu lassen und seinem Hotel nicht die Schmach anzuthun, es vor der Zeit zu verlassen, denn ganz Albano wüßte, daß sie einen Monat da bleiben wollten; er dagegen werde sein Gelübde zu Ende halten und den Schurken, der allein zu fürchten wäre, an den Platz bringen, wohin er gehöre.

Als Helmina die Geschichte nun so klar wußte und Mateos Verschwinden voraussah, war sie leicht zum Bleiben

zu bewegen, denn sie hatte nun allerhand neue Gedanken, die mit Albano zusammenhingen, und Klara hatte gar nicht begehrt, fortzugehen. So endete die Unterredung zu aller Zufriedenheit, und Herr Pagani entließ seine Damen unter den äußersten Höflichkeitsbezeugungen.

Kapitel X.

Das Glück geht auf.

Als Helmina wieder in ihrem Zimmer angelangt war, hatte sie keine Zeit, ihre Sachen zusammenzulesen, sondern drüben in Klaras Zimmer — in dem ihrigen wäre sie auf lauter Röcken, Bändern und Spitzenkragen gewandelt — lief sie auf und nieder in der höchsten Begeisterung über ihren Liebling Peppino, der so glanzvoll die gute Meinung gerechtfertigt hatte, die sie gleich von ihm gehabt beim ersten Anblick. Daß er ein besonders ordentliches und wohlgezogenes Bürschchen war, das hatte sie ja gleich gesehen; aber daß er solche Charakterstärke und solchen Edelmut besaß, das war doch unerhört von einem zehnjährigen Jungen.

„Hast du je so etwas gekannt, Klara?“ rief Helmina in wachsendem Enthusiasmus. „Ich habe ihn gescholten und verspottet, und er hat kein Wort gesagt, um keinen Verrat zu begehen, und während ich bös war auf ihn und ihn ver-

dächtigte, hat er für uns Angst gehabt und nachgesonnen, wo ein Retter für uns wäre, und den fürchterlichen Gasparo hergeholt. Aber ich weiß, was ich thue; Peppino soll belohnt sein, ich weiß einen Weg."

Damit riß sie in der erhöhten Stimmung so überaus heftig an der Klingelschnur, daß der Laufbursche, der Aufwärter und das Kammermädchen mit einander die Treppen heraufgerannt kamen, denn unten hatte Herr Pagani gerufen: „Lauft, das ist eine Ohnmacht oder eine Feuersbrunst."

Aber Helmina wollte nur, daß der Laufbursche schnell den Peppino herhole. Gerade dasselbe hatte der Bursche vor kurzer Zeit gethan, und er wunderte sich, daß das Laufen nach den Buben nicht aufhören wollte. Ebenso erstaunt war Peppino, als noch einmal dieselbe Botschaft kam; diesmal wurde er nach dem Straßentrab rasch die Halle durch und alle vier Treppen hinaufgeführt, da empfing ihn Helmina auf ihrer Thürschwelle.

„Du guter Peppino", sagte sie und nahm ihn ganz zärtlich beim Kopf, „sieh, ich weiß jetzt, daß du gar nicht aus Eigensinn gehandelt hast, wie du thatest, und ich weiß noch viel mehr von dir und habe ein solches Vertrauen zu dir, daß ich allein mit dir durch ganz Italien reisen wollte, und wenn du mir etwas versprächest, so wüßte ich, daß du es halten würdest, und wenn es dich das größte Opfer kostete."

Peppino schaute in stummer Verwunderung zu Helmina auf, aber es leuchtete über sein ganzes Gesicht hin wie plötzlicher Sonnenschein, als er diese Ehrenrettung seines Charakters vernahm.

„Jetzt hör, Peppino", fuhr Helmina eifrig fort; „du

hast uns einen großen Dienst gethan, nun möcht' ich auch etwas für dich thun. Du wolltest gern deiner Mutter helfen, daß sie wieder in eine bessere Lage käme, und du meinst, in zwei oder drei Jahren sei das erreicht. Das geht aber nicht so; mit der Arbeit, die du jetzt thust, kann es wohl zehn Jahre gehen, bis du der Mutter verschaffen kannst, was sie wünscht. Aber ich weiß einen Ausweg: ich nehme dich mit zu meinem Vater auf unser Gut, da bist du unser kleiner Kammerdiener und Aufwärter; das verstehst du sehr gut. Und wenn ich mit meinen kleinen Pferden ausfahre, dann stehst du hinten auf dem Wagen und bist mein Lakai, und ich stecke dich in einen schönen blauen Rock mit Goldtressen. Dann erhältst du von meinem Vater eine schöne Summe Geldes im Jahr, die kannst du gleich deiner Mutter schicken, denn was du brauchst, gebe ich dir alles. So schickst du ihr im ersten Jahre eine Summe und im zweiten eine gleiche, und im dritten oder vierten kommen wir mit einander wieder und bringen noch einen guten Rest mit; da kannst du der Mutter bieten, was sie freut, und auch wieder da bleiben, wenn's dir lieber ist. Gefällt dir die Sache, Peppino? Willst du mitreisen?"

Helmina hatte mit solcher Herzenswärme und der eigenen Freude an ihrem Plan auf den Peppino losgeredet, daß dieser ganz hingerissen war; mit glänzenden Augen schaute er zu ihr auf und sagte: „Ja, ja, gern will ich, und kann ich jetzt gleich gehen und es der Mutter sagen?"

„Gewiß, und sag ihr, morgen käme ich selbst zu ihr, mit ihr zu reden. Sie soll dir auch gleich eine neue Kleidung bestellen, von oben bis unten, auf mich hin, verstehst du? mit schönen Knöpfen; in vierzehn Tagen muß alles fertig sein, dann reisen wir."

Peppino machte in seinem Glück solche Sprünge auf der Straße, daß er fast die alte Cinoca umgerannt hätte, die an ihrem Stock daherwackelte; er konnte aber noch mit einem unerhörten Sprung abbiegen, es schlug ihn aber weit über die Straße weg, so daß er mit Not wieder auf die Füße zu stehen kam. Die Alte hob den Zeigefinger auf und rief ihm über die Straße zu: „Je höher Freud', je tiefer Leid!"

Der Spruch machte ihm nun keinen Eindruck, aber es kam ihm in den Sinn, wie die Mutter gesagt hatte, wenn die Zeit da sei, da sie sich wieder schmücken könnte, so werde sie aussehen wie die alte Cinoca. Und nun sah er alles so nah vor sich, die Erfüllung seiner höchsten Wünsche. Jetzt sprang er noch höher, und dann um die Ecke herum und auf die Mutter los mit solchem Ungestüm, daß er manchen andern mitsamt dem Stuhl umgeworfen hätte; aber Frau Bertolini war nicht so leicht umzuwerfen. Nun erzählte er von seinem Glück, und kaum konnte er die Worte finden für all das Schöne, das er vor sich sah, wenn er dann wiederkomme, und für alle Herrlichkeiten, die vor seinen Blicken standen. Endlich bemerkte Peppino, daß die Mutter noch gar kein Wort gesagt hatte, und er rief mitten aus der Beschreibung heraus: „Mutter, warum sagst du nichts zu dem großen Glück, freut es dich nicht mehr als alles?"

„Freut es dich mehr als alles, Peppino?" fragte die Mutter.

„Ja, ja, gewiß, denk nur —", und Peppino fing wieder an und kam in immer größeres Entzücken durch seine Vorstellung der kommenden Freudenzeit. Helmina mußte es ihm ganz angethan haben.

Frau Bertolini hatte ihre Hände in den Schoß gelegt, was sie selten that; sie schaute in die hellen, glücklichen Augen ihres Peppino und sagte kein Wort.

Unterdessen hatte auch Helmina in ähnlicher Begeisterung fortgeredet und war vor freudiger Erregung auf den Balkon hinausgelaufen und wieder hereingekommen und wieder zurückgelaufen. Da begab sich Klara ins andere Zimmer hinüber und brachte, was auf dem Boden lag, in Frieden wieder alles an seinen Ort, denn sie ahnte, daß es sonst liegen bleiben könnte bis zur Abreise vierzehn Tage nachher.

Schon früh am folgenden Tage hatte Helmina das Bedürfnis, sich mit Peppinos Mutter über alles gründlich zu besprechen. Die Damen fanden sie auf ihrem Platz. Sie dankte sehr höflich für die große Freundlichkeit, welche die Damen ihrem Peppino zeigten und noch weiter erzeigen wollten. Sie war aber so gehalten und kurz von Worten, daß das Gespräch im Augenblick fertig war. Für das neue Kleid dankte sie noch besonders und sagte ein wenig scheu, der Junge sei nicht gut ausgerüstet und vierzehn Tage sei eine kurze Zeit.

Aber Helmina beruhigte die Frau: wenn sie nur den Peppino auf die Reise anziehe, nachher werde schon für ihn gesorgt werden.

So war denn alles beschlossen und der Tag der Abreise festgesetzt; doch konnte man annehmen, daß man sich vorher gegenseitig noch öfter sehen werde, denn die Damen hatten im Sinne, in Albano zu bleiben bis zum Tage der Abreise.

Kapitel XI.

Das Glück kommt wieder herunter.

Die vierzehn Tage wurden niemandem aus dem Kreise zu lang. Es waren die sonnigsten Herbsttage, die je über Albano geschimmert hatten. Helmina wanderte unablässig vom Hotel Roma die lange Straße hinaus, die Heilige-Pauls-Gasse hinauf, unter den kühlen Eichen durch bis zum schönen Platz vor dem Kapuzinerkloster. Dort setzte sie sich hinter das Heiligenhäuschen und schaute über den See hin, und dieser Weg und diese Aussicht waren ihr so lieb geworden, daß sie gar nichts anderes mehr aufsuchen mochte und täglich wiederkam, und Klara wünschte nichts Besseres. Wenn aber die beiden Damen dort oben saßen, dann lief ihnen die Zeit hin, sie wußten nicht wie, und der Abend war viel zu früh da.

Frau Bertolini saß in diesen Tagen und nähte und nähte, und zwischendurch warf sie den Blick auf ihren Peppino, und da blieb er haften viel länger, als es sonst je geschehen war, und der Tag wurde ihr dabei nie zu lang.

Peppino rupfte und zog und drehte an seinem Körbchen herum mit einem wahren Feuereifer, denn vor der Abreise mußte das halbe Dutzend fertig sein, das er in Arbeit hatte. Er war aber froh, daß er noch viele Tage vor sich sah, bevor die Abreise kam, und dann noch mehrere Tage und dann wenigstens noch zwei Tage, denn nach dem ersten Anfall von Begeisterung waren dem Peppino aller-

hand Gedanken aufgestiegen, die ihn ein wenig nachdenklich machten. Jetzt war aber der letzte Tag vor der Abreise gekommen und Peppino setzte sich zum letztenmal an sein Körbchen, das mußte heute fertig werden. Die Mutter hatte den Morgen über länger als je vorher die Blicke auf ihrem Peppino weilen lassen mit dem liebevollsten Ausdruck. Das merkte Peppino und er dachte: „Die Mutter hat Freude an mir, daß ich so bald alles in Ordnung bringen kann, daß wir in die alte Wohnung zurückkommen und alles wieder ist, wie da der Vater noch lebte."

Gegen Abend sagte die Mutter, die den Tag durch noch fast nichts gesagt hatte: „Peppino, zieh dein gutes Wämschen an, du mußt jetzt hinaufgehen zum Pater Benedetto und mußt Abschied nehmen und mußt ihm danken für alles, was er Gutes an dir gethan hat."

Aber die Stimme der Mutter war nicht so fest wie sonst und hatte einen so ungewohnten, zitternden Klang, daß es Peppino ganz eigen zumute wurde und er fast nicht schlucken konnte. Er zog aber sein Wämschen an und ging hinaus, die Heilige-Pauls-Straße hinauf, an der Kirche vorbei, und kam auf die Höhe. Da schimmerte die Abendsonne über den See hin, das war so schön; das mußte er noch einmal ansehen: er setzte sich auf den Boden und schaute über das goldene Wasser. Das hatte er so oft gesehen; aber heute sah es so aus, als könnte man nicht davon wegsehen. Konnte es denn sein, daß er lange, lange nicht mehr hier sitzen sollte und nicht mehr zum Pater Benedetto hinaufgehen in der Morgenfrühe, unter den alten Eichen durch, wenn es so kühl und schön war, — und nicht mehr zur Mutter zurückkommen nachher? Zur Mutter! Er war nie von der Mutter fort gewesen, und niemand, kein Mensch

war zu ihm wie die Mutter. Und nur darum that er alles, weil die Mutter ihn dafür lobte und ihn lieb hatte. Und wie einen Fels sah er immer und überall die Mutter hinter sich, und er hatte nicht einmal vor dem alten Mateo und seinen Prügeln Angst, denn er dachte: „Ich sag' es nur der Mutter." Jetzt sollte er von der Mutter fort für lange, lange Zeit; jeden Morgen war sein erstes, daß er nach der Mutter schaute, und am Abend sein letztes, daß er die Mutter über sein Bett gebeugt sah, und nun sollte alles aus sein und er die Mutter nicht mehr sehen so lange, und bis er heimkam, konnte sie tot sein. Und er sah die alte Cinoca vor sich, wie sie drohend den Zeigefinger aufhob und sagte: „Je höher Freud', je tiefer Leid!" — und das alles faßte ihn wie ein tiefes Unglück an der Kehle, daß er meinte, er müsse ersticken. So warf er sich auf den Boden hin und weinte und schluchzte zum Erbarmen. Aber das half ihm nichts. Er hörte fort und fort eine Stimme, die ihm zurief: „Jetzt mußt du zum Pater Benedetto und dann heim, und dann wird es Morgen und dann mußt du fort." Und es kam so schrecklich über ihn, daß er ganz aufschreien mußte: „Für mich giebt es gar keine Hilfe mehr, gar keine!"

Da tönten auf einmal sanfte, liebliche Töne aus dem Kapuzinerkirchlein zu ihm herüber; die tönten so an sein Herz heran wie die Worte seiner Mutter, wenn sie ihn manchmal tröstete, daß er es nicht so haben konnte, wie andere Jungen.

Jetzt sprang er auf und lief dem Kirchlein zu. Drinnen war kein Mensch, nur oben bei der Orgel mußten die Kapuziner sein; Peppino sah sie nicht, aber er hörte sie singen, friedlich und tröstlich, als wäre jedem zu helfen. Da kniete

der Peppino nieder und betete unter dem Gesange sein Vaterunser andächtig, und nach und nach wurde es ihm viel leichter, und in dem Gesange tönte es ganz so, als hieße es: „Geh heim und sag alles der Mutter." Auf einmal hörte die Musik auf, und alles war still.

Jetzt verließ Peppino das Kirchlein und lief stracks hinaus, der Heiligen-Pauls-Straße zu, denn in seinen Ohren und seinem Herzen tönte es noch: „Geh heim und sag alles der Mutter!"

Als er gegen die Heilige-Pauls-Kirche hinunterkam, sah er eine Frau aus der Kirche herauskommen, eine große Frau, es konnte doch nicht seine Mutter sein, sie ging nie vor dem Ave vom Hause weg. Aber das war doch seine Mutter und konnte niemand anders sein. Jetzt fing Peppinos Herz zu schlagen an. Was würde sie sagen. Er rannte nach ihr hin. Frau Bertolini hörte wohl das Getrippel, sie kehrte sich um und schaute mit ihren großen Augen auf den Peppino. Und diese Augen sahen ganz rot und verweint aus. Dem Peppino fuhr ein Stich ins Herz; das hatte er nie mehr gesehen seit jener Zeit, da sie den Vater tot weggetragen hatten. Und sollte er die Mutter noch trauriger machen? Das alles übernahm den Peppino so, daß er wie angeheftet auf dem Platze stehen blieb und keinen Schritt mehr thun konnte. Jetzt kam die Mutter gegen ihn zurück, legte ihren Arm um seinen Hals und sagte freundlich! „Peppino, was ist mit dir?"

Da warf er sich an die Mutter hin und weinte laut auf und stieß heraus: „Ich kann es nicht thun, Mutter, ich kann gewiß nicht gehen."

Einen Augenblick war die Mutter ganz still; dann sagte sie mit bewegter Stimme: „Peppino, seit wann hast du

so gedacht? Oder ist es dir jetzt gerade so in den Sinn gekommen?"

Da schluchzte Peppino hervor, er habe schon jeden Tag gedacht, wenn es nur noch nicht komme, und erzählte weiter, was er droben auf der Anhöhe erlebt hatte, und wie er vor Angst fast erstickt sei und gedacht habe: jetzt sei alles verloren und keine Hilfe mehr, und er müsse gewiß vor Leid sterben, bis er dann in die Kirche gekommen sei, und — und — und, wollte Peppino fortfahren, aber er blieb stecken, es kam nichts mehr.

„Und du willst gar nicht fortgehen", ergänzte die Mutter.

Da schluchzte Peppino noch einmal auf und rief jammernd: „Ich kann nicht! Ich kann nicht."

Jetzt drückte die Mutter ihren Buben fest an sich und sagte: „Gott Lob und Dank, daß du nicht kannst, Peppino. Sieh, jetzt will ich dir's sagen: Ich sah deine Freude und dachte, es sei dein Glück, und ich dürfe es dir nicht wehren, denn du kannst jetzt wissen, was du thust. Aber es zersprengte mir fast das Herz. Und wie du heut' fort warst und ich wußte, morgen wirst du wieder gehen und nicht mehr kommen, da hielt ich es nicht mehr aus; hierher lief ich, in die Kirche hinauf und betete drinnen inbrünstig, und Gott hat mich gehört. Er läßt keinen mehr tragen, als er vermag."

Peppino hatte seinen Kopf aufgehoben und schaute seine Mutter an wie im Traum. Als sie schwieg und ihre Hände faltete, da sagte er schüchtern: „Und bist du gar nicht traurig, Mutter, daß wir noch lange, lange nichts haben, als den Majaletisch und das Loch zum Wohnen?"

„Ach, Peppino", sagte die Mutter und drückte ihn

noch einmal an sich, „lieber will ich mein ganzes Leben lang am Majaletisch stehen und wohnen, wo es ist, als dich nicht bei mir haben; du bist ja meine einzige Freude in der Welt, Peppino."

So hatte die Mutter noch gar nie zu ihm geredet; er hatte ja auch nicht wissen können, daß sie immer so gedacht hatte; es mußte eine große Bewegung kommen, ehe Frau Bertolini so herausredete.

Aber so glücklich war Peppino auch in seinem Leben noch nie gewesen. Er hielt seiner Mutter Hand fest und immer fester und wußte gar nicht, wie alles so sein konnte.

„Komm, nun gehen wir ins Ave", sagte die Mutter; „wir haben Zeit, es hat wohl schon angefangen, aber jetzt muß ich danken, und du darfst auch, Peppino."

Dazu war dieser sehr willig und schritt eilends neben der Mutter her: ihre Hand ließ er nicht mehr los. In Santa Maria hatte das Ave begonnen. Frau Bertolini kniete leise hinten hin und Peppino ging dem Chor zu, wo die Knaben sangen. Er kniete unter sie und brach mit einemmal in einen solchen Triumphgesang aus, daß das Ave-Maria durch die Kirche hallte, als wäre eine Weckposaune eingefallen.

Da setzte der alte Pater Vicenzo oben bei der Orgel die Brille auf und schaute herunter und hörte zu mit Wohlgefallen.

Und als nun das Ave zu Ende war, und Frau Bertolini mit dem Peppino an der Hand aus der Kirche trat, da gesellte sich der alte Pater zu ihnen und legte seine Hand auf Peppinos Kopf und sagte: „Frau Bertolini, euerm Söhnlein gebe ich meinen Segen, er lobet und preiset Gott mit lauter Stimme."



Als sie nun noch einige Schritte gegangen waren, sagte Frau Bertolini: „Es ist wohl nicht mehr früh, aber wir müssen jetzt gleich zu deinen Damen gehen und ihnen alles mitteilen.“

Peppino hatte in seiner Freude alles andere vergessen. Nun kam ihm die ganze Rede von Helmina in den Sinn und ihr Eifer für die Sache, und es fiel ihm wieder eine kleine Last auf sein fröhliches Herz, denn was sollte er nun hören? Er wurde ganz nachdenklich.

Als die Hälfte der langen Straße zurückgelegt war, sagte er halblaut: „Mutter, glaubst du, die Damen werden so böse werden, daß es uns darob fürchtet?“

„Das kann ich nicht sagen“, entgegnete die Mutter; „wir wollen hören.“

Einige Schritte weiter fragte er wieder: „Ist es dir nicht angst, Mutter?“

„Nein, nein“, antwortete sie beruhigend. „Wir haben nichts Böses gethan, wir müssen nur die Wahrheit berichten, wie sie ist.“

Kapitel XII.

Es kommt alles in Ordnung, und Reo wäscht sich.

Während die beiden da unten hingingen, stand oben Helmina mitten in ihrem Zimmer, denn sie hatte eben einen lang erwarteten Brief erhalten; den hatte sie aufgerissen, wo

sie eben stand, und so las sie ihn. Es war die Antwort ihres Vaters auf ihre begeisterte Schilderung von Peppinos Charakter und seiner edlen That und ihre für ihn ausgedachte Belohnung.

„Nun hör, was der Vater schreibt“, sagte sie, zu Klara gewandt, die am Tische saß und wie gewöhnlich ihre Handschuhe flickte. Und Helmina las:

„Dein Vorhaben mit dem italienischen Jungen erregt mir einiges Bedenken. Was soll das zehnjährige Männlein hier anfangen, wo keiner seine Sprache kennt und er selbst keine andere? Bei wem soll er sich aufhalten? Bei den Plattdeutschen unten in der Gesindestube, oder bei den Hochdeutschen oben im Salon? Und dann, siehst du, mich schüttelt's vor Erbarmen mit dem kleinen, dünnen südlichen Kerl, ehe ich ihn nur gesehen habe, wenn ich so unsern Ostwind heransausen höre, wie gerade jetzt. Glaube mir, es ist besser, man läßt jeden in seinem eigenen Boden stehen; da gedeiht er am besten. Laß du deinen braven Retter dort unten in seinem Sonnenschein und schleppe ihn nicht nach Mecklenburg hinauf; gieb ihm ein hübsches Andenken für seine Heldenthat, das hat er wirklich verdient um dich, komm aber lieber ohne solche Dienerschaft im Flügelkleide wieder nachhause.“

„Das ist aber zu arg von Papa“, eiferte Helmina; „wie kann er mich nur so beschämen wollen. Da zählt nun Frau Bertolini fest auf mein Versprechen, und ich soll vor diese Frau hinstehen und sagen: es ist alles nichts. Sie sieht mich überhaupt so großartig von oben herunter an.“

„Da kann sie nichts dafür“, warf Klara ein, „denn sie ist von Natur drei Schuh höher als du.“

„Und dann mein netter Peppino, der sich auf diese Reise freut, dem soll ich alles zunichte machen? Nein, das thu' ich nicht!" — und jetzt war die Stufe der Erregung gekommen, da Helmina im Zimmer auf- und niederrennen mußte.

„Nein, das thu' ich nicht, das thu' ich nicht", rief sie ein Mal über das andere, „und ich thu' es nicht."

Jetzt klopfte es an die Thür, und zu ihrem Erstaunen sahen die Damen die Frau Bertolini mit ihrem Peppino eintreten. In wenigen klaren Worten hatte Frau Bertolini in kürzester Zeit ihr Anliegen vorgebracht. Nochmals sprach sie ihren Dank und dann ihre Entschuldigung aus, daß die Sache erst im letzten Moment diese Wendung genommen habe. Peppino ließ ein wenig den Kopf hängen. Jetzt trat aber Helmina mit der größten Freundlichkeit zu ihm heran, hob ihm den Kopf in die Höhe und sagte: „Sei du nur fröhlich, Peppino; wir bleiben die besten Freunde für alle Zeiten und ich will dir gar nie vergessen, was für einen großen Dienst du mir geleistet hast."

Da glänzten Peppinos Augen in reiner Freude zu Helmina auf, so daß auch ihr das ganze Herz in Freude aufging und sie gänzlich versöhnt wurde mit dem unerwarteten Schluß ihrer so schön ausgedachten Unternehmung.

Der letzte Abschied wurde aber noch nicht genommen, denn die Damen hatten keine frühe Abreise im Sinn und wollten vorher noch einmal Albano durchwandern.

Als Frau Bertolini mit Peppino sich entfernt hatte, las Helmina noch einmal ihren Brief durch; diesmal wurde sie aber nicht mehr bös. Sie lachte schelmisch und sagte: „Wart', Väterchen, ich werde dir das ‚hübsche Andenken' salzen." Damit rannte sie alle Treppen hinunter in Herrn

Paganis Empfangszimmer hinein, wo sie eine lange Unterredung mit ihm hatte. Dann kehrte sie zurück und erklärte, die Abreise müsse für drei Tage verschoben werden; Herr Pagani hätte ihr eben gesagt, daß in drei Tagen das Fest des heiligen Franciscus sei, der höchste Festtag der Kapuziner droben, den sollten sie durchaus noch mit ansehen; da kämen die Albanerinnen aus allen Winkeln hervor in ihren schönsten Anzügen, und im Kirchlein sei die prächtigste Musik.

Noch an demselben Abend sah man den Herrn Pagani aus seiner Halle treten und die Straße hinauswandern mit gewichtigen Schritten und einem heilverkündenden Angesicht, denn der Auftrag, den er auszurichten hatte, erfüllte ihn mit stolzer Siegesfreude; er wußte, was er längst prophezeit hatte.

Am folgenden Tage, als Peppino und seine Mutter, beide in stiller Freude, wieder auf ihren Plätzen saßen, kam der Laufbursche aus ‚Roma‘, legte zwei versiegelte Papiere zwischen die Flaschen auf dem gerüsteten Tisch und verschwand wieder. Peppino wunderte sich über den schweigenden Boten und reichte die Papiere der Mutter hinüber. Sie machte das eine auf und las es; dann legte sie es dem Peppino hin und er las: „Für den ersten Stock im Hallenhaus an der Heiligen-Pauls-Straße von stundan für drei Jahre den Mietzins erhalten von der Witwe Bertolini ꝛc.“ Peppino starrte die Mutter an. Sie überreichte ihm das andere Blatt. Da stand eine längere Erklärung darauf und allerhand schwere Worte; aber als Peppino zu Ende gelesen hatte, da verstand er, daß seine Mutter den alten Handel wieder übernommen hatte. Jetzt wurde Peppino wie unsinnig; er sprang auf die Mutter los und schrie: „Mutter, Mutter! Aus dem Loch fort! Kein

Majaletisch mehr! Ins Hallenhaus zurück! Wir sind die allerglücklichsten Menschen auf der ganzen Welt!" Dann sprang er um den Tisch herum und über seinen Stuhl weg, und hierauf schrie er wieder: „Von stundan, von stundan!" Und mit einemmale kroch er unter den Tisch, und dann stand er auf, hob auf seinem Kopf den Tisch empor mit Flaschen und Zwiebeln und Bechern, und so wollte er gegen das Hallenhaus hinaufsteigen.

Nun mußte die Mutter aber einschreiten, denn schon fing auf dem Tisch alles zu wackeln an.

Aber Peppino war gar nicht mehr zu zähmen, er war völlig außer sich. Er rannte zum Hallenhaus hinauf, zu sehen, ob da „von stundan" könnte eingezogen werden, und richtig.

Herr Pagani hatte dafür gesorgt, daß schon früh am Morgen angefangen worden war, wegzuräumen, was noch da war; das meiste hatte der lumpige Vetter schon versetzt, der mit Betrug Herrn Bertolinis Wohnung mitsamt dem Handel übernommen hatte. Er war auch froh, daß er die ganze Sache wieder losschlagen konnte und so mit einemmal das bare Geld in die Hand bekam.

Noch an demselben Abend konnten Frau Bertolini und ihr Peppino mit ihrem ganzen Hausgerät im Hallenhaus einziehen, und schon am folgenden Tage war alles so geordnet, wie es schon einmal gewesen war. Es fehlte freilich manches Stück aus jener Zeit, aber jetzt war der Weg gebahnt, wieder völlig ins alte, gute Geleise zu kommen.

Noch einmal wollten die Mutter und Peppino den Gang nach dem Hotel antreten, denn beiden war das Herz so übervoll von Dank, daß sie danach verlangten, ihn auszusprechen. Aber Helmina ersparte ihnen den Gang; sie konnte

es nicht erwarten, die Leute in ihrem Hallenhaus zu sehen, und kam hereingetreten, eben als alles aufgerüstet war.

„Ja, dahinein paßt die Frau mit ihrem Jungen", dachte Helmina, als sie durch die Halle ging, die steinerne Treppe hinaufgestiegen und nun in die wohnliche, große Stube eingetreten war, wo ihr sogleich der Peppino entgegenrannte und nun von allem, was er sagen wollte, kein Wort mehr fand und ihr nur immerfort die Hand küßte.

Aber Frau Bertolini wußte zu danken in einer Weise, die der Helmina ganz das Herz abgewann; so warm und tief empfindend hatte sich Helmina die Frau nie gedacht. —

Nun kam der Tag des heiligen Franciscus. Früh am Morgen hatte Peppino schon daran gedacht. Er schlich hinter seiner Mutter her auf Schritt und Tritt, während sie ihre Morgengeschäfte besorgte, und als endlich ein Ruhepunkt erfolgte und sie sich hinsetzte, kam er heran und schmiegte sich an sie und sagte: „Mutter, gehst du heut' mit mir zum Fest hinauf, aber mit dem weißen Tuch und den Korallen?"

Da schaute ihm die Mutter mit Lächeln in die bittenden Augen und sagte: „Alles Glück ist mir durch dich ins Haus gekommen, Peppino; nun will ich auch mit dir zum Feste gehen, so wie dir's gefällt." Nun hieß sie ihn gehen und sein neues Kleid anziehen, das ihm Helmina hatte anfertigen lassen.

Und wieder stand nun der Peppino auf der Schwelle des Hauses, wie ehemals, und wartete auf seine Mutter und zitterte vor Erwartung. Jetzt trat sie heraus, ganz so schön und herrlich, wie er sie im Sinne behalten und oft noch, aber nur im Traume, gesehen hatte.

Als aber nun die Scharen die Heilige-Pauls-Straße hinaufzogen und mitten unter ihnen die Frau Bertolini in ihrem schönsten Schmucke, den freudestrahlenden Peppino an der Hand, hoch über die anderen hinausragend, einherging, da schauten alle Leute sie an mit Freuden, denn der Anblick gefiel jedem, und die ehrenhafte Frau mit dem wohlerzogenen Söhnlein war gern gesehen von allen guten Menschen.

Als nun Peppino im Kapuzinerkirchlein wieder neben seiner Mutter kniete mitten in der festlichen Schar und von oben her die schöne Musik ertönte und über ihn hinschwebte, da dachte er: „So ist's im Himmelreich, und anders wollt' ich's nicht."

Erst nach mehreren Stunden, als die letzten aus der Kirche traten, kamen auch Peppino und seine Mutter heraus, denn diesmal hatten sie den Segen abgewartet und hatten sich nicht hinausgedrängt, denn in dem Kirchlein war es beiden wohl gewesen.

An der Thüre standen Helmina und Klara, die dem Feste beigewohnt hatten und nun von ihren Freunden, Mutter und Sohn, Abschied nehmen wollten, denn schon wartete ihr Wagen drüben unter den Eichen. Nun ging es noch an ein Grüßen und Danken und Händeschütteln, und obschon es ein Abschied war, so war es doch wie ein Freudenfest, denn jeder war glücklich in seinem Herzen über die Freude des andern und drückte dem andern die Hand mit der fröhlichen Hoffnung: „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!" —

Um jene Zeit war der Mateo aus Albano verschwunden, niemand wußte wohin; aber Herr Pagani hatte sein Gelübde gehalten: Mateo war an den Platz gekommen, wohin er ge-

hörte, denn eines Morgens hatten ihn zwei Männer abgeholt in einem Wagen und nicht wieder zurückgebracht.

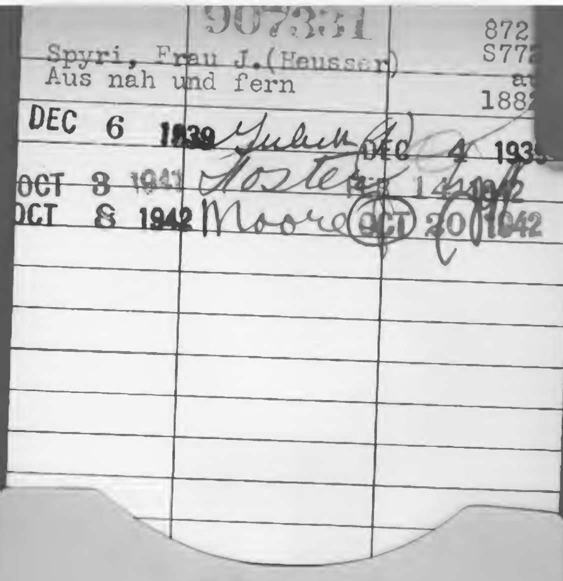
Durch Neos Erzählung war dem Herrn Pagani noch eine dunkle Geschichte klar geworden von zwei jungen Fremden, die man vor einem Jahre schändlich ausgeplündert, in den Büschen an Bäumen festgebunden, aufgefunden hatte. Es war von Rom aus nachgeforscht, aber nie entdeckt worden, wer die That begangen hatte.

Den struppigen Neo aber nahm Herr Pagani in sein Haus auf als Laufburschen, denn er ist ein gerechter Mann und hilft den Hilfsbedürftigen.

Als dann der Neo zum erstenmal in seinem Leben vom Hausknecht im Hotel Roma recht gewaschen und gekämmt worden war, sah er ganz leidlich aus; ob er aber sich ferner sauber halten und gut thun, oder ob er in den alten Schmutz und Müßiggang zurücksinken wird, das kann erst die Zukunft sagen.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.




907331

Spyri, Frau J. (Heusser)
Aus nah und fern

872
S77
a
188

DEC 6 1939	Gulick	DEC 4 1939
OCT 3 1942	Foster	14 1942
OCT 8 1942	Moore	OCT 20 1942

